1,30 DM / Band 56
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark





Das Ungeheuer von Loch Morar

John Sinclair Nr. 56

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 31.07.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Ungeheuer von Loch Morar

Schottland!

Reiseziel zahlreicher Touristen. Ein Land voll wilder Romantik und düsterer Schönheit. Mit reißenden Flüssen, dunklen Bergseen, tiefen Wäldern, grünen Hügeln und vergessenen Dörfern.

Aber auch ein Land der Geister und Dämonen. Uralt ist der Glaube an die Sagen und Legenden. Ebenso alt wie die Geister, die oft Hunderte von Jahren im Verborgenen lauern, doch wenn sie erweckt werden und zu einem unheiligen Leben erwachen, nimmt das Grauen seinen Lauf.

Es grenzte schon an hellen Wahnsinn, was Bob McClure und Dan Dryer vorhatten. Sie wollten Loch Morar in einem Einbaum überqueren, wie es die Vorfahren schon getan hatten.

Ein Jux? Abenteuerlust und Risikobereitschaft der Jugend?

Vielleicht alles zusammen. Auf jeden Fall eine sportliche Leistung, falls sie es schafften.

Und das war gar nicht so einfach bei diesem wilden Gewässer. Überall auf dem See lauerten Strudel. Die galt es zu umschiffen, aber die beiden jungen Studenten machten sich deswegen keine Sorgen.

Den Einbaum hatten sie selbst gebaut. Sie hatten einen Baumstamm ausgehöhlt und abgeschmirgelt. Den Bug hatten sie etwas angespitzt, trotzdem wirkte er noch plump und unförmig. Zwei lange Stechpaddel lagen bereit, um den Einbaum bewegen zu können. Ferner hatten sich die jungen Abenteurer mit Schwimmwesten, Signalraketen und wetterfester Kleidung ausgerüstet.

Gerade die wurde gebraucht, denn im Spätfrühjahr tobten auch im westlichen Schottland noch die schweren Frühlingsstürme.

Einen Sonntagvormittag hatten sie sich als Starttermin ausgesucht. Der Himmel zeigte eine graue Farbe. Wolken führten bizarre Tänze auf. An den Bergen im Osten blieben sie oft hängen. Der Wind fiel dann wieder ab, brauste über den See und peitschte das Wasser zu Wellen, die dem Ufer entgegenliefen und nur langsam ausrollten.

Die beiden jungen Männer standen am Ostufer und schauten über die graugrüne Wasserfläche. Sie hatten ihr Ölzeug übergezogen, denn es sah nach Regen aus.

McBower, der alte Strandwächter, hielt sich bei ihnen auf. Sein faltiges, von Wind und Wetter gegerbtes Gesicht war nachdenklich geworden, als er die blaue Schiffermütze in den Nacken schob und fragte: »Wollt ihr nicht noch warten, bis sich das Wetter gebessert hat?«

Bob McClure schüttelte den Kopf, dass seine hellblonden Haare flogen. »Auf keinen Fall. Was wir uns einmal vorgenommen haben, führen wir auch durch.«

Sein Freund Dan Dryer nickte bestätigend.

Da hob der Alte die Schultern und sagte: »Euch ist nicht zu helfen.«

Bob lachte. »Hilfst du uns wenigstens, den Einbaum zu Wasser zu bringen?«

»Natürlich.«

Die drei Männer schoben das primitive Boot über den Strandkies. So weit, bis die anrollenden Wellen über den Bug leckten.

»Ich hätte ja noch ein Segel mitgenommen«, meinte der alte McBower.

Bob winkte ab. Er zeigte auf seine Oberarmmuskeln. »Damit schaffen wir es.«

»Hoffentlich, Boys, hoffentlich…« Der Alte zog ein nachdenkliches und besorgtes Gesicht.

Dan Dryer saß bereits im Boot. Die Wellen hatten es schon erfasst. Der Einbaum schaukelte hin und her. Hastig sprang auch Bob McClure an Bord und griff nach seinem Paddel.

Der alte McBower winkte und rief den beiden Jungen alles Gute zu.

»Gott sei mit ihnen«, sagte er und dachte dabei auch an die alten Sagen und Legenden, die sich um den See rankten. Denn nicht nur Loch Ness hatte sein Ungeheuer. Auch über Loch Morar gab es Ähnliches zu berichten, nur war dieser See nicht so bekannt wie der andere. Die Geschichten drangen deshalb nicht an die Öffentlichkeit, aber die Einheimischen wussten Bescheid.

An alte Sagen und Legenden glaubten die beiden Studenten sowieso nicht. Sie dachten nicht einmal daran, denn sie hatten jetzt ganz andere Sorgen. Wellenberge hoben den Einbaum hoch, um ihn dann wieder in ein Tal hinab schießen zu lassen. Manchmal hüpfte das Boot wie ein Tennisball auf dem Wasser. Die beiden Männer hatten Mühe, es auf Kurs zu halten.

Sie knieten im Boot und stachen immer wieder ihre Paddel in die graugrüne See mit den blitzenden Wellenkämmen. Der Wind nahm zum Glück nicht zu, machte aber den beiden jungen Männern genug zu schaffen.

Bob McClure paddelte backbord, sein Freund Dan steuerbord. Sie waren die einzigen auf dem großen See, dessen Westufer noch gar nicht zu erkennen war, da die Gischt ihnen die Sicht nahm.

Die anlaufenden Wellen brachen sich am Bug des Einbaums. Die Gischt spritzte über und fuhr als feiner Regen über die Kleidung der beiden Studenten.

Sie hätten sich wirklich besseres Wetter aussuchen können, aber sie beschwerten sich nicht. Keiner wollte dem anderen seine Besorgnis zeigen.

Und besorgt waren beide, denn je mehr sie hinaus paddelten und sich der Mitte des Sees näherten, umso schlimmer traf sie der von den Bergen herabstoßende Wind.

Er spielte mit dem Einbaum. Die beiden Männer wurden durchgeschaukelt. Manchmal hatten sie das Gefühl, ihre Mägen würden nach oben wandern, aber der Begriff Seekrankheit war für sie ein Fremdwort.

Der am Bug sitzende Dan Dryer wandte den Kopf. »Wie geht es dir?«, schrie er Bob zu.

McClure grinste verzerrt. »Habe mich noch nie besser gefühlt«, log er.

Dan lachte. Und weiter tauchte er das Paddel ein und zog es mit kraftvollen Bewegungen durch. Am Heck tat sein Freund das gleiche.

Die beiden Studenten paddelten synchron. Sie hatten lange genug geübt und waren ein gut aufeinander eingespieltes Team.

Etwas Bammel hatten sie vor dem Wasserschöpfen. Aber noch war nicht so viel über Bord geschwappt, als dass es einen Grund zur Besorgnis gegeben hätte.

Das Ufer, von dem aus sie gestartet waren, lag schon außerhalb des Sichtfeldes. Aber langsam schälten sich die Konturen des Westufers aus dem Gischtnebel.

Der See war nicht sehr breit, dafür jedoch lang. Die jungen Männer kannten seine Maße, die Tücken und Fallen. Sie rechneten auch mit gefährlichen Strudeln. Nicht zum ersten mal wäre der See einem Boot zum Verhängnis geworden. Auf dem Grund des Sees sollten zahlreiche Wracks liegen. In den Jahrhunderten hatte der See sie regelrecht gefressen.

Am meisten wurde über die Sträflingsgaleere gesprochen, die vor fast siebenhundert Jahren gesunken war. Es fand sich nur dürftiges Material darüber in den Archiven, aber dafür wurden die Legenden mehr und mehr ausgewalzt.

Der Count of Ferryguard soll auf diese Weise seine gesamte Verwandtschaft ums Leben gebracht haben. Er war als grausamer Tyrann verschrien und soll sich der Schwarzen Magie verschrieben und einen Pakt mit den Druidenpriestern geschlossen haben. Aber das waren Legenden, doch hin und wieder lebten sie auf. Immer dann, wenn ein Schiff nicht mehr zurückkam. Angeblich sollen sich die Sträflinge, also die Verwandten des Counts, die Seelen der Menschen geholt haben.

Alte Geschichten gab es in Schottland genug. Jede Stadt, jedes Dorf und manchmal sogar jedes Haus hatte seine eigene Horror-Geschichte parat.

Wer daran glaubte, war durch nichts vom Gegenteil zu überzeugen, die jüngeren Menschen lachten oft darüber.

Wie auch Bob McClure und Dan Dryer.

Längst waren sie nass. Das Ölzeug glänzte wie mit Fett eingerieben, aber in ihren Gesichtern stand der ungebrochene Mut zu lesen, dass sie es packen wollten.

Was unsere Vorfahren konnten, das können wir auch. So lautete ihre Devise. Immer wieder stachen sie die Paddel in die See. Sie trieben das Boot voran, ließen sich auch durch Rückschläge nicht beirren und arbeiteten weiter.

Doch die Gefahr lauerte bereits auf die beiden jungen, mutigen Männer. Urplötzlich schlug sie zu, und von einer Sekunde zur anderen wurde die Bootsfahrt der Studenten zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Der Einbaum geriet in einen Strudel…

»Pass auf!«, brüllte Dan Dryer noch, aber es war bereits zu spät.

Mit dem Bug tauchte der Einbaum ein. Wasser gischtete über, und gleichzeitig begann sich der Einbaum zu drehen. Wie ein Karussell wirbelte er um die eigene Achse.

Die beiden Studenten kämpften dagegen an. Sie stachen ihre Paddel in das kochende Wasser, versuchten, das Boot aus dem Strudel herauszubringen, doch ohne Erfolg.

Die Macht des Wassers war stärker.

Der Strudel wurde zu einem Wirbel, der sich rasend schnell drehte und dabei einen regelrechten Trichter bildete, der senkrecht in die Tiefe des Sees stieß. Er drohte, den Einbaum zu verschlingen…

Dan Dryer brüllte etwas, doch sein Freund verstand nicht. Eine ungeheure Kraft presste ihn gegen die Bordwand. Er sah nur die graugrünen Wellen, den reißenden Strudel, wurde hineingerissen in die kochende Hölle und wunderte sich, dass sie noch nicht gesunken waren.

Das Boot schwamm.

Aber dann geschah es.

Bob McClure sah das Ungeheure zuerst. Dicht neben der Bootswand schob sich etwas aus dem Wasser. Es war eine Hand.

Blitzschnell packte sie zu…

Entsetzt starrte McClure auf die Hand, deren Finger sich um die Bordwand klammerten.

Grüne Finger mit ebenfalls grünlich schimmernden, durchsichtigen Schwimmhäuten dazwischen. Wem gehörte die Hand? Einem Monster? Einem Menschen?

Bob McClure hielt den Atem an. Er wischte sich über die Augen, doch das Bild blieb.

Es war kein Traum. In der Tiefe musste irgendetwas Schreckliches lauern, das jetzt an die Oberfläche stieg.

Vergessen war der mörderische Strudel, in dem sich Bob McClure und sein Freund befanden. Für den am Heck sitzenden jungen Mann zählte nur noch das Unheimliche, das dort aus der unergründlichen Tiefe des Loch Morar auftauchte.

Bob hatte sein Paddel verloren, ohne es zu merken. Es rutschte ins Wasser und wurde von dem Strudel verschluckt.

Aber die Hand blieb.

Es tauchte sogar noch eine zweite auf.

Klatschend umklammerte sie die Bordwand des Einbaums.

Bobs Augen wurden groß. Das Grauen schnürte ihm die Kehle zu. Und als er jetzt noch die grünlich schimmernden Schultern sah, war es mit seiner Beherrschung vorbei.

»Daannn…!«, schrie er.

Sein Freund konnte nicht reagieren. Dan Dryer lag im Boot und

klammerte sich fest. Vor sich sah er die riesige Wasserwand, die der Strudel gebildet hatte.

Dan wurde bald irre, denn das, was sie hier erlebten, widersprach sämtlichen Naturgesetzen. Normalerweise hätte das Wasser wie eine Sturmflut über sie hereinbrechen müssen, doch das war nicht der Fall. Der mörderische Wirbel zog sie tiefer…

Dan hatte den Schrei seines Freundes gehört. Er drehte sich um, aber er schaute Bob mit einem Blick an, der den jungen Mann erschreckte.

In Dans Augen flackerte der Wahnsinn…

Auch Bob war nahe daran, den Verstand zu verlieren, denn dieses schuppenhäutige Wesen war nicht allein. Ein weiteres grünliches Händepaar erschien. Dann sah Bob die Köpfe.

Es war grauenhaft…

Diejenigen, die das Boot überfielen, waren keine Menschen, sondern Wasserleichen.

Die Haut zeigte ein Schuppenmuster. Der Kopf hatte die Form eines Fischschädels angenommen. Die Augen traten weit aus den Höhlen hervor. Ein Mund war nicht vorhanden, die Nase wies zwei Löcher auf, und die Körper waren über und über mit Algen bedeckt.

Nur noch entfernt erinnerten diese Gestalten an Menschen, aber Bob dachte plötzlich an die Sage der versunkenen Galeere und glaubte, in diesen Monstern die ehemaligen Sträflinge zu erkennen. Er hatte einmal uralte Zeichnungen gesehen, die in einem Museum zur Besichtigung aushingen.

Die Gestalten zogen sich an der Bordwand hoch. Ehe sich Bob McClure versah, schwangen sie sich über Bord. Auch die Beine waren über und über mit grünen Schuppen bedeckt. Die Füße zeigten Schwimmhäute wie die Hände.

Es war grausam.

Bob hatte nichts, womit er sich wehren konnte. Um ihn und das Boot herum tobte die Hölle. Der Strudel gurgelte, gischtete und schmatzte. Dazwischen klang das Schreien seines Freundes Dan. Der junge Student schlug um sich. Seine Augen waren verdreht, das Gesicht vom Wasser klatschnass.

Nach Dan Dryer griff der Wahnsinn.

Aber Bob McClure wollte sich nicht unterkriegen lassen. Er wehrte sich. Obwohl es ihn eine ungeheure Überwindung kostete, streckte er beide Arme aus, drückte seine flachen Handflächen gegen den Körper des ersten Fischmenschen und wollte ihn ins Wasser zurückstoßen.

Kalt wie Eis waren die Körper, in denen kein normales Leben mehr steckte. Der junge Mann ekelte sich vor der Berührung, doch er nahm die Hände nicht zurück.

Aber die Monster waren stärker als er. Bob fiel nach hinten. Den Kopf stieß er sich an der Bordwand, und im nächsten Moment war der

Fischmensch über ihm. Der zweite packte seine Beine, während die Finger des ersten über seine Kleidung glitten und sie kurzerhand aufrissen.

Bob McClure war klar, was die Ungeheuer mit ihm vorhatten. Sie wollten ihn ins Wasser stoßen und dann in die mörderische Tiefe ziehen, aus der es kein Entkommen gab.

Ein grausames Schicksal stand ihm bevor. Ein Schicksal, das soeben sein Freund Dan erlitt…

Bob sah, wie Dan über die Bordwand gezogen wurde. Ein drittes Monster war aufgetaucht. Es packte den jungen Mann am linken Arm und am Bein und zog ihn mit einem wilden Ruck über Bord.

Bob McClure sah noch das entsetzte Gesicht seines Freundes. Dann verschluckten die Fluten den Körper.

Bob schrie, doch sein Schrei endete in einem Gurgeln. Eine kalte Pranke, die nach fauligem und modrigem Wasser roch, presste sich auf seinen Mund. Danach war er an der Reihe.

Das Monster zog ihn hoch. Es schob die kalten Fischhände unter seinen Körper und wollte ihn über die Bordwand hieven. Doch Bob wehrte sich.

Er kämpfte mit dem Mute der Verzweiflung. In wilder Panik drosch er seine Fäuste in das hässliche Gesicht des Fischmenschen, doch das zeigte bei diesem Ungeheuer keine Wirkung. Es ließ sich nicht von seinem Vorhaben abbringen.

Schon fühlte sich Bob McClure hochgehoben. Er schwebte auf einmal über den Bootsplanken, und in einem letzten verzweifelten Versuch winkelte er die Beine an und stieß sie dann blitzschnell wieder von sich.

Bob traf die Brust des Fischmenschen.

Hinter diesem Tritt lag so viel Wucht, dass auch der Fischmensch davon gestört wurde. Er kippte nach hinten und verschwand im Wasser.

Ehe der zweite angreifen konnte, tat Bob freiwillig das, was der Fischmensch mit ihm vorgehabt hatte.

Bob McClure hechtete über Bord.

Er stach hinein in die Wand des rasenden Wasserwirbels, und seine letzten Gedanken drehten sich um den Tod.

Doch lieber ertrinken, als in das grauenhafte Reich der Seemonster entführt zu werden.

Bob hatte das Gefühl, sich in einer Zentrifuge zu befinden. Die Gewalt des Wassers packte ihn mit ungeheurer Wucht, schleuderte ihn herum, fegte ihn in die Höhe und im nächsten Moment wieder in die Tiefe.

Und überall war Wasser, Wasser, Wasser…

Bob McClure hatte eine Ausbildung als Rettungsschwimmer hinter

sich. Automatisch machte er Schwimmbewegungen und sah zu, dass er an die Oberfläche kam. Und er hatte auch, kurz bevor er ins Wasser tauchte, tief Luft geholt.

Doch er war kein Perlentaucher aus der Südsee, der die Luft mehrere Minuten anhalten konnte. Ihn überfiel nach einer halben Minute schon die Atemnot. Doch er riss sich zusammen. Noch war um ihn herum nur die graue, tosende, rasende und gischtende Wasserwand, die ihm vorkam wie der gewaltige Schlund eines Ungeheuers.

Er wurde zum Spielball der Gewalten. Der Strudel zerrte an ihm, riss ihn in die Tiefe und schleuderte ihn einen Augenblick später wieder hoch.

Der Tod griff bereits nach dem jungen Mann…

Immer quälender wurde der Luftmangel. Eine innere Stimme lockte. Öffne den Mund – öffne ihn…

Doch noch hatte Bob McClure so viel Kraft und Willen, es nicht zu tun. Eisern hielt er die Lippen geschlossen.

Plötzlich packte ihn etwas mit ungeheurer Wucht und trieb ihn wie einen Korken der Wasseroberfläche zu.

Er durchbrach sie.

Luft! Licht…

Weit riss Bob McClure den Mund auf, saugte die kalte, aber herrlich frische Luft in seine Lungen, würgte, hustete und atmete wieder tief ein.

Er war dem Wasser entronnen und hatte dem nassen Tod ein Schnippchen geschlagen.

Automatisch begann er zu schwimmen. Die Wellen trugen ihn auf ihren gischtenden Kämmen, überspülten ihn und gaben ihm doch Gelegenheit zu atmen.

Er schaute sich um.

Keine Spur mehr von dem gewaltigen Strudel, aus dem die Monster erschienen waren.

Aber auch keine Spur mehr von Dan Dryer, seinem Freund. Ihn hatte der See geholt.

Bob McClure schauderte bei diesem Gedanken, doch er wischte ihn fort, denn nun musste er an seine eigene Sicherheit denken. Gerettet war er längst nicht. Das andere Ufer lag in ziemlicher Entfernung. Es war in der Tat kein Kinderspiel, dorthin zu schwimmen. Vor allen Dingen, wenn man so viel Kraft verloren hatte.

Dann aber hatte Bob McClure Glück.

Etwas stieß hart gegen sein rechtes Bein und schrammte an seiner Hüfte entlang.

Bob drehte den Kopf und sah den Einbaum, der kieloben auf dem Wasser trieb.

Bevor die Wellen ihn von dem Einbaum trennen konnten, warf sich

Bob zur Seite, streckte die Arme aus und klammerte sich an dem Holz fest. Sofort zog er die Beine nach.

Zweimal rutschte er ab und versank beinahe, dann gelang es ihm, sich auf den Einbaum zu schwingen. Bäuchlings blieb er darauf liegen. Völlig erschöpft und am Ende seiner Kräfte. Mit Händen und Beinen klammerte er sich daran fest und hielt die Luft an, wenn eine Welle über ihn und das Boot schwappte. Er ritt auf den Wellen, gewann langsam wieder seinen Lebensmut und seine Kraft zurück. Bob erinnerte sich an die Signalpistole, die er vor ihrem gemeinsamen Start in seinen Gürtel gesteckt hatte.

Jetzt kam sie ihm wie gerufen.

Er hoffte, dass sie unter der Nässe nicht gelitten und ihre Funktionstüchtigkeit behalten hatte, zog sie aus dem Gürtel hervor und betätigte den Abzug. Es klappte.

Die rote Leuchtkugel fegte aus dem Lauf und auf den bleigrauen Himmel zu. Ein strahlender roter Feuerregen zeigte sich über dem See und sank langsam der Wasseroberfläche entgegen. Jetzt konnte Bob McClure nur noch hoffen…

***

Einladungen bei den Conollys sind etwas Besonderes. Mein Freund Bill hat eine phantastisch bestückte Hausbar, und Sheila Conolly sorgte mit einem üppigen Mahl immer wieder für zusätzliche Kalorien.

An diesem Samstag sollte es einen balkanischen Abend geben. Allein war ich nicht gekommen, sondern hatte noch einen Gast mitgebracht. Nicht Suko, nein, der musste sich um seine neue Flamme Shao kümmern, die nach wie vor etwas scheu war. Ich hatte ein bezauberndes Wesen namens Jane Collins an meiner Seite. Allein wollte Sheila mich nicht einladen. »Dann redet ihr doch nur über eure Fälle«, sagte sie, wobei sie gar nicht unrecht hatte.

Also nahm ich Jane mit.

Chic sah sie wieder aus. Von ihrem letzten New-York-Trip hatte sie sich ein hellblaues Kleid mitgebracht, das bis zu den Knöcheln reichte. Wenn Jane sich drehte, schwang es wie eine Glocke. Die blonden Haare trug sie offen, und wenn ich genau hinschaute, erkannte ich den roten Schimmer, den Jane sich in ihre Haarflut hatte einfärben lassen.

»Ich gehe solange zu Sheila«, sagte sie, während Bill und ich am Kamin saßen.

Wir drehten Whiskygläser in den Händen. Ich konnte mir einen Schluck erlauben, denn Jane und ich waren mit einem Taxi gekommen.

Mein Freund und ich waren nicht allein.

Zwischen Bill und mir befand sich noch jemand.

Johnny Conolly, hoffnungsvoller Sprössling seiner Eltern und mein

Patenkind.

Der Kleine war goldig und hatte sich prächtig herausgemacht.

Er konnte schon krabbeln, und nichts war vor ihm sicher. Keine herabhängende Tischdecke, keine für ihn erreichbare Schublade oder Blumenvase, und Sheila konnte alles gar nicht so rasch wegstellen, wie Johnny zupackte. Jetzt aber sah er mich.

Er hockte auf allen vieren vor mir und schaute mit seinen großen, blauen Augen zu mir hoch. Ein Lächeln flog über sein rundes Babygesicht, als ich ihn ebenfalls anlächelte und dabei eine komische Grimasse schnitt. Bill begann zu lachen.

»Du müsstest dich sehen«, gluckste er.

Ich warf ihm einen Blick zu. »Schau dich lieber an. Wenn ich so aussähe, wie du, würde ich ein Tuch vor dem Gesicht tragen.«

Das fröhliche Krähen des Kleinen unterbrach unsere Frotzelei. Und da hatte Johnny auch schon zugepackt. Seine kleinen Finger umkrallten den Zipfel einer herabhängenden Tischdecke.

Auf dem Tisch standen unsere Gläser und eine Whiskyflasche.

»Johnny!«, rief Bill.

Ich war schneller und schlug meine Hand auf die Decke, so dass sie nicht weiterrutschen konnte.

Das war im letzten Augenblick.

Bill beugte sich vor und hob den Kleinen hoch, der völlig unschuldig lächelte.

»Du kleiner Racker!«, rief der Reporter, warf seinen Sohn in die Luft und sagte dann: »Fang, John!«

Ich hielt die Arme auf. Johnny kannte dieses Spiel bereits und hatte ein diebisches Vergnügen dabei. Geschickt fing ich ihn auf, zuckte aber zusammen, als ich hinter meinem Rücken plötzlich Sheilas Stimme vernahm. »Dass ihr wieder Unsinn macht, habe ich mir doch gedacht. Wie oft soll ich dir das noch sagen, Bill. Und du kannst dich ruhig auch schuldig fühlen, John. Zwei erwachsene Männer.« Sheila schüttelte den Kopf. »Benehmen sich schlimmer als Kinder.«

»Aber der Kleine hat doch seinen Spaß dabei«, verteidigte ich uns.

»Was bleibt ihm denn anderes übrig?«

Sheila beugte sich vor und nahm mir ihren Sohn vom Schoß.

Prompt fing Johnny an zu weinen.

Bill und ich lachten synchron. »Da haben wir's«, erwiderte ich. »Er will gar nicht zu dir.«

Sheilas Augen sprühten Blitze. Sie sah bezaubernd aus in ihrem Zorn. Bills Frau trug ein langes Kaminkleid aus bunt bedrucktem Stoff und dazu eine locker fallende Seidenbluse. Das lange, weizenblonde Haar hatte sie in der Mitte gescheitelt. In Wellen fiel es bis auf die Schultern.

Jane Collins tauchte in der Tür auf. »Brauchst du Unterstützung?«,

erkundigte sie sich.
»Nein, danke. Mit den beiden Geiern werde ich schon allein fertig.« Das war deutlich.
Bill stand auf. »Hast du gehört, John? Geier, sagte sie zu uns. Zu den beiden heißblütigsten Männern, die es in ganz London gibt…«
Jane musste husten. Sheila verschwand rasch aus dem Zimmer. Den kleinen Johnny nahm sie mit.
Bill lachte. »Die ist mal wieder in Form«, meinte er und hob sein Glas.
Ich machte es ihm nach. Der Whisky war ausgezeichnet. Er hatte vierundzwanzig Jahre gelagert, bevor er in Flaschen umgefüllt worden war.
»Gleich gibt es Pflaumen- und Birnenschnaps. Das sind Rachenputzer, John.«
»Willst du mich unbedingt betrunken machen?«, fragte ich.
»Nie.«
»Haha…«
»Zudem muss ich auch nüchtern bleiben«, sagte Bill. »Ich fahre morgen nach Schottland.«
»Ach…« Ich griff nach den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an. »Erzähl mal.«
»Man verlangt mal wieder einen Artikel von mir.«
»Worum geht's?« Ich wunderte mich, dass Bill noch nicht sofort damit herausgerückt war. Sonst war er nicht so schweigsam.
»Um ein Monster – oder mehrere.«
Ich lachte. »Willst du das Monster von Loch Ness besuchen?«
»Fast.« Bill steckte sich ebenfalls eine Zigarette an. »Ich fahre zum Loch Morar.«
»Kenne ich nicht, obwohl ich den Namen bereits gehört habe. Aber da fällt mir was ein, Bill. Vor einigen Jahren war ich ebenfalls in Schottland und habe mich mit einem Seeungeheuer herumgeschlagen. Ich tötete es schließlich mit einer Armbrust.«
»Vielleicht erwartet mich ein ähnliches Abenteuer«, meinte der Reporter.
Bill arbeitete noch in seinem Beruf. Freiberuflich. Durch die Heirat war er sehr vermögend geworden und suchte sich die Fälle, über die er recherchierte, genau aus. Wenn er jetzt nach Schottland hochfuhr, hatte das seinen Grund. Bill lief nie einem Hirngespinst nach.
»Was ist dort genau geschehen?«, fragte ich. »Wirklich ein Monster?«
»Nein, nein. Es geht um ein versunkenes Sträflingsschiff«, sagte mein Freund. »Es ist vor etwa siebenhundert Jahren ein Raub des Wassers geworden und modert noch heute auf dem Grund vor sich hin. Angeblich soll es in naher Zukunft gehoben werden, und ich schreibe für eine archäologische Zeitschrift einen Bericht darüber.«

»Seit wann steigst du in dieses Gebiet ein?«
»Damit tue ich einem alten Bekannten einen Gefallen. Er ist krank geworden und bat mich, über den Fall zu berichten. Das ist alles.« Bill schaute mich an. »Hast du keine Lust, mitzufahren, John?«
»Nein. Ich habe hier zu tun.«
»Ein neuer Fall?«, erkundigte sich Bill Conolly interessiert.
»Nur Aktenkram.«
»Dann würde dir doch eine Reise in den Norden sicherlich gut tun.«
»Das bestimmt. Nur sag das meinem Chef, dem guten Sir Powell. Der springt dich an.«
»Das möchte ich sehen.«
»Ihr könnt zu Tisch kommen«, sagte Jane Collins von der Tür her.
Ich drehte den Kopf. »Wir kommen.«
Bill stand schon. »Ich habe einen Bärenhunger«, gestand er und trank sein Glas leer.
»Frag mich mal.«
Der große Esstisch war gedeckt. Sheila hatte sich wirklich Mühe gegeben.
Kerzen brannten, und der Widerschein der Flammen spiegelte sich im Silber des Bestecks.
Ich nickte anerkennend. »Da bekommt man ja schon Appetit vom Hinsehen.«
Jane stieß mich an. »Benimm dich.«
»Wo soll ich mich setzen?«, fragte ich.
»Neben Jane«, sagte Bill.
Die blonde Detektivin nahm Platz, nachdem ich ihr galant den Stuhl zurechtgerückt hatte. Manchmal bin ich eben Kavalier. Das sagte ich auch, und Jane Collins erwiderte: »Eben nur manchmal.«
Jetzt war ich beleidigt.
Sheila trug die Vorspeise auf. Mit Nudeln überbackenes Fleisch. Dazu eine scharfe Soße.
»Dieses Gericht stammt aus der Gegend von Triest«, erklärte sie.
»Sieht phantastisch aus«, lobte ich.
Bill schenkte inzwischen den Wein ein. Einen feurigen Tropfen aus dem Balkan.
Bevor wir anfingen zu essen, prosteten wir uns gegenseitig zu. »Auf die Gastgeberin des Hauses«, sagte ich und hob mein Glas.
Wir stießen an. Dann widmeten wir uns der Vorspeise. Und ich muss gestehen, sie schmeckte ausgezeichnet.
»Ein Lob auch an die Köchin«, sagte ich, als ich die Vorspeise gegessen hatte.
»Danke.« Sheila lächelte.
Jane tupfte sich den Mund ab. »Großartig«, stöhnte, sie. »Aber wie sieht es mit den Kalorien aus?«

»Daran sollten wir heute nicht denken«, erwiderte Sheila.

»Meine ich auch«, sagte Bill und hob sein Glas.

Die folgende Paprikasuppe à la Conolly war feurig wie ein junges ungarisches Puszta-Mädel. Ich glaubte immer wieder, die Flammen würden mir aus dem Hals schlagen. Doch seltsamerweise verspürte ich nach dem Essen der Suppe keinen Durst. Als Hauptgericht trug Sheila eine Fleischplatte auf, die es in sich hatte. Steaks, Schnitzel, Spieße – alles war vorhanden. Dazu gab es Reis, Salate und Pommes frites.

Uns schmeckte es phantastisch. Als dann der Nachtisch – flambierte Schattenmorellen – serviert wurde, konnte ich nicht mehr. Ich leerte trotzdem den Teller.

Der türkische Mokka zum Abschluss konnte Tote erwecken, so stark war er. Zusätzlich war er heiß wie die Hölle.

Dann tranken wir einen jugoslawischen Birnenschnaps, und anschließend fühlte ich mich regelrecht erschossen und übersättigt.

Bill erging es nicht anders, und Sheila lächelte.

»Ihr seid vielleicht zwei Helden«, sagte sie. »Könnt nichts vertragen.«

Ich stöhnte. »Das kommt nur daher, weil du so ausgezeichnet kochst, meine Liebe.«

»Auf jeden Fall hat es euch geschmeckt. Das ist die Hauptsache.« Sheila nickte.

»Jeden Tag könnte ich das nicht essen«, erwiderte ich.

»Brauchst du auch nicht«, sagte Jane. »Ein Geisterjäger mit Übergewicht macht sich immer schlecht.«

»Du hast ja heute auch nicht gerade gefastet«, konterte ich.

Jane blitzte mich an. »Dafür esse ich auch in den nächsten Tagen nur die Hälfte.«

»Ich kann's leider nicht nachprüfen.«

Da stieß sie mich unter dem Tisch an.

Anschließend zogen wir uns zurück. Es tat gut, sich im Livingroom in die Sessel zu flegeln. Wir hatten zwar viel gegessen, waren aber trotzdem nicht zu faul, um ein Gespräch aufkommen zu lassen. Bill servierte Sekt, und als wir anstießen, sagte Sheila: »Auf unser Beisammensein und darauf, dass der heutige Abend störungsfrei verläuft.«

»Und dass keine Ameisen auftauchen«, konnte ich mir nicht verkneifen zu sagen und spielte dabei auf einen Fall an, den wir in der Schweiz zur Jahreswende erlebt hatten.[1]

»Hör bloß auf«, sagte Sheila. »Heute Abend wird nicht über Dämonen und Geister gesprochen. Versprichst du das, John?«

Ich hob zwei Finger. »Das schwöre ich«, erwiderte ich mit Grabesstimme… Bill zog ein säuerliches Gesicht. Er hätte liebend gern über meinen Job mit mir geredet.

Dafür berichtete er von seiner Reise, die noch vor ihm lag. Bill hatte

sich gut informiert und erzählte von der Landschaft und von der Historie des nordwestlichen Schottlands.

Die Zeit verging im Flug. Nachher wurde die Stimmung gelockerter. Ich erzählte die neuesten Witze, und auch Bill stimmte mit ein.

Im Nu war Mitternacht.

Jane Collins stieß mich an. »Komm, du Held, es wird Zeit. Bill hat morgen einiges vor sich.«

»Ja, ja.« Ich hatte noch gar keine Lust, hörte aber auf die Stimme meiner Herrin und stand auf.

Wir verabschiedeten uns herzlich und wünschten Bill viel Glück auf seiner Reise.

Sheila hatte schon ein Taxi angerufen. Der Wagen war ziemlich schnell da. Die Conollys begleiteten uns noch bis zum Tor.

Jane und ich stiegen in den Fond.

»Wohin?«, fragte der Fahrer.

Das war die Frage.

Jane und ich tauschten einen Blick. Als ich ihr Lächeln sah, wusste ich Bescheid und gab meine Adresse an.

Der Fahrer startete.

Dreißig Minuten später waren wir da. Ich zahlte und…

Nein, Freunde, der Rest ist Privatsache. Nur eins will ich verraten. Geschlafen haben Jane und ich noch lange nicht…

***

Die Wände waren graugrün gestrichen. Ein Holzkreuz teilte das Fenster in vier Quadrate. Der Linoleumboden roch nach Bohnerwachs. Neben der weiß lackierten Tür tickte eine alte Wanduhr, und der Schrank sah aus, als würde er jeden Augenblick auseinanderfallen.

Dem jungen Mann im Krankenbett fiel dieses Zimmer wahrlich auf die Nerven. Aber er hatte sich nicht dagegen wehren können, als sie ihn herbrachten.

Er musste froh sein, dass er überhaupt noch lebte.

Bob McClure war auch froh. Noch nie hatte sein Leben so sehr an einem seidenen Faden gehangen. Aber es war zum Glück noch alles gut verlaufen. Die Rakete hatte ihn gerettet. Ihr roter Regen war am anderen Ufer gesehen worden. Ein Rettungsboot mit zwei erfahrenen Schwimmern hatte sich in Bewegung gesetzt und den treibenden McClure aus dem Wasser gefischt.

Bob war völlig entkräftet und unterkühlt. Sie hatten ihn ins Krankenhaus geschafft. Und hier lag er nun schon den zweiten Tag.

Die Polizei war bereits bei ihm gewesen. Bob hatte den beiden Beamten nicht alles erzählt. Er berichtete von einem Strudel, der das Boot umgerissen hatte. Das Auftauchen der Monster verschwieg er. Die Polizisten hatten ihm geglaubt. Für sie gab es keinen Grund, daran

zu zweifeln, denn auf Loch Morar waren schon oft genug Boote gekentert.

Die Polizisten verschwanden wieder, hatten aber versprochen, noch einmal vorbeizuschauen, da einige Fragen offen stünden.

Darüber hatte Bob McClure lange und intensiv nachgedacht. Wie war es zu diesem schrecklichen Unglück gekommen? Welches Ereignis hatte das Auftauchen der Monster bewirkt? Fragen, die Bob quälten, auf die er jedoch keine Antwort fand. Er wusste auch nicht, wem er sich in seinem Heimatort Seaground anvertrauen konnte. Dem Pfarrer? Nein, auf keinen Fall. Der würde alles sofort ausplaudern. Der alte McBower? Ja, genau. Er war wohl der einzige, der ihn begreifen und verstehen konnte.

Bob McClure wälzte sich auf die rechte Seite. Den zweiten Tag lag er bereits hier im Hospital. Sie hatten ihm Spritzen verabreicht, und er fragte sich, wofür. Der körperliche Erschöpfungszustand war längst vorbei. Bob hatte sich wieder ausgezeichnet erholt, bei seiner Jugend fast eine Selbstverständlichkeit.

Nein, er wollte nicht länger hier bleiben. Er musste aus diesem Haus raus. In der Bude wurde man noch trübsinnig. Zum Glück hatte man ihm eins der drei Einzelzimmer gegeben, so lag er wenigstens nicht mit anderen Patienten in einem Raum und musste sich deren dumme Fragen anhören.

Bob McClure warf die Bettdecke zurück, winkelte die Beine an und schwang sie aus dem Bett. Alte Pantoffeln standen daneben, sodass er mit den Füßen hineinschlüpfen konnte.

Er stellte sich hin und fiel sofort wieder zurück.

Schwindel hatte ihn erfasst.

»Verdammt!«, schimpfte Bob.

Das Schwindelgefühl kam vom langen Liegen. In diesem Bett wurde man kranker als zuvor.

Den zweiten Versuch ließ er etwas langsamer angehen. Und siehe da, es klappte.

Bob stand, ohne dass ihm wieder schwindlig wurde. Der erste Fortschritt. Er ging mit kleinen Schritten um das Bett herum und näherte sich dem Waschbecken, über dem ein Spiegel hing.

Er war nicht mehr neu und zeigte an den Seiten, wo der Metallrahmen begann, starke Rostflecken.

Bob sah sein Gesicht im Spiegel und erschrak.

Grau wirkte seine Haut, die Augen waren müde und lagen tief in den Höhlen. Das braune Haar bildete ungekämmte Wirbel, und ein tagealter Bart bedeckte das Kinn.

Bob streckte die Zunge heraus und betrachtete sie. Auch sie wirkte grau und irgendwie pelzig.

Er verspürte plötzlich Durst, drehte den Hahn auf, bückte sich und

trank einen Schluck Wasser. Es war eiskalt und erfrischte ihn.

Seine Sachen hingen – das wusste er genau – im Kleiderschrank. Bob wollte sich anziehen und kurzerhand verschwinden.

Er war schon auf dem Weg zum Schrank, als es gegen die Zimmertür klopfte. Ausgerechnet jetzt! fuhr es dem jungen Mann durch den Kopf. Er schaute an sich hinab, sah das alte verblichene Nachthemd und schämte sich. Wer der Besucher auch war, eine Krankenschwester sicherlich nicht. Sie hätte nicht lang geklopft.

So rasch es ging, huschte der junge Mann ins Bett und zog die Decke hoch bis zum Kinn.

Dann erst rief er: »Herein!«

Die Klinke wurde langsam nach unten gedrückt. Die Tür ging einen Spalt auf, und ein blasses Gesicht erschien.

Bob versetzte es einen regelrechten Stich. Die Person, die ihm da einen Besuch abstattete, war Marion Mitchell, Dan Dryers Freundin.

»Komm rein, Mari«, sagte Bob.

Das junge Mädchen schob sich ins Zimmer. Marion war eine aparte Erscheinung. Sie hatte dunkles Haar, ein schmales Gesicht und ausdrucksvolle Augen. Sie trug Cord-Jeans und eine hüftlange Strickjacke, die durch einen Gürtel in Höhe der Taille zusammengebunden war. Außerdem einen leichten Rollkragenpullover. Ihr Gesicht war blass, und an den Augen erkannte Bob, dass sie geweint hatte.

Marion Mitchell schloss leise die Tür hinter sich, so, als wäre sie eine Diebin. »Wenn du dich zu schwach fühlst, gehe ich wieder, Bob«, sagte sie. »Unsinn, komm her.«

Marion trat an das Bett. Sie setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Nachttisch stand, senkte den Kopf und legte ihre gefalteten Hände in den Schoß.

»Du weißt, weshalb ich gekommen bin, Bobby?«

»Ja.«

»Er – er ist tot, nicht?«, fragte sie mit erstickter Stimme.

Bob tastete nach ihrer Hand. Sie fühlte sich eiskalt an wie die des Monsters. »Wir müssen es zumindest annehmen«, erwiderte er mit kratziger Stimme. Das Mädchen nickte.

Bob McClure fühlte sich verpflichtet, eine Erklärung abzugeben. »Es ist so, Marion, wir sind hinausgefahren, und plötzlich gerieten wir in einen Strudel. Unser Boot kenterte. Dan fiel zuerst über Bord. Ich wollte ihm noch helfen, schaffte es aber nicht. Dann erfasste auch mich eine Welle und warf mich in den See. Da war von Dan schon nichts mehr zu sehen. Ich hatte jedoch Glück, dass der Einbaum an mir vorübertrieb. Ich konnte mich an ihn klammern. Mehr kann ich dir auch nicht sagen, Marion. Es tut mir leid.«

Das Mädchen lächelte scheu. »Ich weiß, Bob, dass du alles getan hast,

was in deinen Kräften steht. Ich möchte mich auch bei dir bedanken.« Ihre Augen wurden feucht.

Bob winkte ab. »Unsinn. Ich…«

»Bitte, sprich nicht weiter. Wann kommst du hier heraus?«

»Ich wollte eigentlich verschwinden.«

Marion nickte. »Dann komm zu mir, ja? Ich möchte an diesem Abend nicht allein sein. Ich muss mit jemandem reden.«

»Und deine Eltern?«

»Sie haben Bob doch kaum gekannt.«

»Stimmt auch wieder.«

Marion Mitchell schaute den im Bett liegenden jungen Mann fragend an. »Kommst du?«

»Okay, ich verspreche es.«

»Danke.« Das Mädchen erhob sich und ging auf leisen Schritten zur Tür. Dort lächelte sie noch einmal etwas verloren und verließ den Raum.

Bob aber biss die Zähne zusammen. Er hatte inzwischen einen Plan gefasst. Er wollte das Schicksal seines Freundes klären. Und wenn er selbst tauchte. Vielleicht erzählte er auch Marion, wie sich wirklich alles abgespielt hatte. Aber das musste der Verlauf des Abends ergeben.

Erst einmal musste er aus dem Krankenhaus verschwinden. Bob schwang sich zum zweiten Mal aus dem Bett und verspürte keinerlei Schwindelgefühle mehr, als er zum Schrank ging und dort seine Sachen hervorholte.

Sie waren getrocknet, gereinigt und gebügelt worden.

Alles klar.

Der Student grinste, als er in seine Hose schlüpfte. Dann kam der Pullover an die Reihe und anschließend der wetterfeste Parka. Doch den klemmte sich Bob unter den Arm.

Vorsichtig schlich er zur Tür und zog sie auf. Er warf einen Blick in den kahlen Gang.

Bob war zufrieden. Er öffnete die Tür so weit, damit er hindurch schlüpfen konnte. Auf Zehenspitzen schlich er dann weiter, bis zu der großen Glasschwingtür mit den beiden Hälften, die im Luftzug leicht zitterten. Schwierig war es nur, an dem Portier vorbeizukommen. Als die Glastür hinter Bob lag, konnte er dessen Kabine schon erkennen.

Vor ihm lag ein etwas breiterer Flur, auf dem auch mehrere Bänke standen. Sie waren mit Kranken besetzt, die sich unterhielten.

Bob tat so, als würde er schon immer und ewig zum Krankenhaus gehören. Er schritt leise vor sich hin pfeifend über den Gang und an der Portiersloge vorbei.

Der Pfleger dort sah zwar kurz auf, schaute aber rasch wieder in sein Magazin, das versteckt unter dem Pult lag.

Unbehelligt schritt der junge Student durch die Tür nach draußen in den Park. Mit heulender Sirene fuhr ein Krankenwagen auf den kleinen Parkplatz vor dem alten Gebäude.

Bob warf noch einen Blick über die Schulter zurück, doch vom Krankenhaus her folgte ihm niemand.

Er war beruhigt. Drei Minuten später hatte er das Gelände des Hospitals verlassen und stand an der Zufahrtsstraße. Es stellte sich die Frage, wie er am besten auf die andere Seite des Sees nach Seaground gelangte. Die Fähre war eben weg, zu Fuß war es zu weit, und einen Wagen besaß er nicht.

Vielleicht per Anhalter.

Bob McClure stellte sich an den Straßenrand und winkte.

Zwei Lastwagen kamen, doch sie fuhren vorbei.

Die kleine Stadt war auf einigen Hügeln errichtet und von einer wildromantischen Landschaft umgeben.

In der Ferne schimmerte bleigrau Loch Morar.

Bob McClure verspürte ein Ziehen in der Magengegend, als er das Wasser sah. Dort hatte er gegen den Tod gekämpft und gewonnen, während sein Freund Dan Dryer verloren hatte.

Bob presste die Lippen zusammen.

Der nächste Wagen fuhr heran. Ein knallroter MG Spitfire. Bob kannte den Wagen. Er gehörte einer Bekannten aus dem Heimatort. Das Girl würde bestimmt nicht anhalten. Nachdem Bob ihr einmal einen Korb gegeben hatte, war sie sauer.

Doch das Wunder geschah. Der MG war schon vorbei, als die Bremsleuchten aufglühten.

»Na also«, sagte Bob und begann zu laufen.

Als er fünf Schritte vom Heck des Wagens entfernt war, gab das Girl Gas. Der Auspuff knatterte, die Reifen drehten durch – und weg war sie.

»Dumme Pute!«, schrie Bob McClure und schüttelte drohend die Fäuste. »Wenn ich dich in die Finger kriege, setzt es was.«

Dann kehrte er zurück und stellte sich wieder an seinen Platz. Sekunden später schon dröhnte ein weiterer Wagen heran.

Dröhnen war der richtige Ausdruck, denn es war ein Porsche.

Bob wollte erst gar nicht winken, dann hob er doch den Arm. Was er kaum zu hoffen wagte, geschah. Der Wagen hielt.

Zehn Schritte musste Bob laufen, doch diesmal fuhr der Wagen nicht ab. Die Beifahrertür wurde geöffnet. Bob McClure hielt sich am Türholm fest und senkte den Kopf.

»Wo wollen Sie hin?«, fragte der Fahrer.

Am Dialekt erkannte Bob, dass der Mann aus London kam.

Er hatte ein sympathisches Gesicht und trug eine dunkelblaue Wildlederjacke, die sehr teuer aussah.

»Fahren Sie zufällig nach Seaground?«, fragte der junge Student.
»Das ist mein Ziel. Steigen Sie ein.«
»Okay, danke.«
Nachdem Bob die Tür zugeschlagen hatte, gab der Fahrer Gas. Der Porsche zischte ab wie eine Rakete. Bob bekam glänzende Augen. »Mann, solch einen Schlitten möchte ich auch mal fahren.«
»Ich habe ihn auch noch nicht lange«, erwiderte der Fahrer.
»Machen Sie hier Ferien? Oder sind Sie zum Rennen gekommen?«
»Nein, keins von beiden. Ich schreibe einen Bericht für eine archäologische Zeitung.«
»Wie ein Ruinenbuddler sehen Sie nicht gerade aus.«
Der Mann lachte. »Bin ich auch nicht, sondern Reporter. Ich heiße übrigens Bill Conolly.«
»Angenehm, mein Name ist Bob McClure. Ich wohne in Seaground.«
»Dann können Sie mir vielleicht mit Informationen dienen, wenn ich welche brauche«, meinte Bill. »Ich werde Ihnen auch ein Honorar zahlen.«
Bob winkte ab. »Als Honorar nehme ich die Fahrt.«
Die Straße führte auf den See zu. Manchmal hatten sie einen freien Blick auf die Wasserfläche, dann wieder wurde er durch Bäume und Ufergebüsch verwehrt.
Bill deutete mit dem Daumen nach links. »Der See hat seine eigene Horror-Geschichte«, sagte er.
»Ja.« Einsilbig kam die Antwort, und der Reporter wunderte sich. »Wissen Sie mehr darüber?« Bob schwieg.
Bill wiederholte seine Frage.
Jetzt hob der junge Student die Schultern und erwiderte: »Kaum.«
»Aha. Also doch«, sagte Bill.
»Nein, ich weiß nichts.«
Bills Misstrauen und sein Forscherdrang waren erst recht geweckt. Und er beschloss, nicht lockerzulassen.
»Ich bin, wie Sie wissen, fremd hier«, sagte er. »Können Sie mir ein Lokal oder einen Gasthof in Seaground empfehlen?«
»Ich weiß nicht, was Sie gewohnt sind.«
Bill lächelte. »Nicht viel. Ich bin mit einem einfachen Zimmer schon zufrieden. Zudem bleibe ich ja nicht ewig hier. Nur sauber muss der Raum sein.«
»Das wird sich machen lassen, Mr. Conolly. Allerdings müssen Sie damit rechnen, dass zahlreiche Zimmer belegt sind. Bald findet hier ein Motorbootrennen statt, und das ist für die ganze Umgebung immer eine Sensation.«
»Ich werde schon Glück haben.« Bill war zuversichtlich.
Noch führte der Weg hoch am See entlang, doch je mehr sie sich der Ortschaft Seaground näherten, umso stärker fiel die Straße ab. Bis sie

auf gleicher Höhe mit dem Loch Morar entlanglief.
»Hinter der nächsten Kurve können Sie die Ortschaft bereits sehen«, sagte Bob McClure.
Bill Conolly verringerte die Geschwindigkeit. Er fuhr die Kurve aus, da immer mit Gegenverkehr zu rechnen war. Das Dorf sah er zwar noch nicht, dafür jedoch das Spruchband, das quer über der Straße hing und an Bäumen befestigt war.
WELCOME IN SEAGROUND.
Darunter in kleiner Schrift las Bill Informationen über die Motorbootrenntage. Sie fuhren dicht am See entlang. Bill warf einen raschen Blick nach links. Er sah einen breiten Uferstreifen, auf dem etwa dreißig Rennboote auf Kiel lagen. Ihre Besitzer und auch zahlreiche Helfer liefen zwischen den Booten herum, fachsimpelten, bastelten und reparierten.
Die Rennwoche warf bereits ihre Schatten voraus.
Die Fahrbahnen verengten sich und führten durch ein altes Stadttor mitten in den Ort Seaground hinein.
Sie fuhren über Kopfsteinpflaster in eine schmale Gasse hinein, die als Einbahnstraße gekennzeichnet war. Sie lief mit anderen Straßen zusammen auf einen mit zahlreichen Fahnen geschmückten Marktplatz aus. Bill Conolly zog den Wagen nach links und lenkte ihn in eine Parklücke.
»So«, sagte er, »da wären wir.«
Bob McClure, der die letzten Minuten über ziemlich schweigsam gewesen war, öffnete die Tür. »Vielen Dank, Mr. Conolly«, sagte er und wollte aussteigen.
Bill hielt ihn an der Schulter zurück. »Einen Moment noch.«
Der junge Student drehte den Kopf. »Was ist?«
Mein Freund lächelte entwaffnend. »Ich möchte Sie gern zu einem Drink einladen. Außerdem habe ich Hunger. Wie wär’s? Kommen Sie mit?«
Bob zögerte, doch schließlich nickte er und sagte: »Wenn es nicht zu lange dauert, meinetwegen.«
»Okay, Bob. Nennen Sie mich Bill. Wissen Sie ein nettes kleines Lokal?«
»Das Candlelight. Hier am Marktplatz.«
»Gut. Gehen wir hin.«
»Wollen Sie sich zuvor nicht ein Zimmer besorgen?«, fragte Bob.
»Die Idee ist gut.«
Der Student deutete auf eine Holzbaracke. »Dort ist das Info-Center. Die vergeben auch Zimmer.«
Bill und Bob gingen hin. Zwei Suchende waren vor ihnen, und Bill entnahm schon den Gesprächen, dass es ungeheuer schwierig werden würde, noch ein freies Zimmer zu bekommen. Das sommersprossige

Mädchen hinter dem langen, mit Prospekten beladenen Tresen hob bedauernd die Schultern. Dann war Bill an der Reihe.

»Suchen Sie auch ein Zimmer, Sir?«

»Ja.«

»Tut mir leid, aber…«

»Natürlich hast du noch ein kleines Zimmer für meinen Freund, Kathy«, mischte sich Bob ein.

Das Mädchen lächelte. »Eigentlich ist alles ausgebucht…«

»Aber nur eigentlich.«

Bill erhielt sein Zimmer. Sogar in einer kleinen Pension direkt am See.

Der Reporter war zufrieden, bezahlte die Vermittlungsgebühr und die Miete für drei Tage im Voraus. Dann gingen sie.

Das Candlelight war originell eingerichtet mit alten Tischen und Stühlen. Und überall brannten elektrische Kerzen. In Rot, Grün, Gelb und Violett. Es war ziemlich voll, und der Tabakrauch hing in dicken Schwaden unter der Decke. Ein Ventilator wirbelte den Qualm durcheinander.

Die Gäste waren fast alle Fremde, die wegen des Rennens gekommen waren.

Der Tresen befand sich in einer in den Fels gehauenen Nische. So etwas hatte Bill Conolly auch noch nicht gesehen.

Ein ungeheuer dicker Mann, der Bill an den Filmschauspieler Bud Spencer erinnerte, jedoch einen roten Vollbart trug, bediente die Gäste. Bill wunderte sich, wie er sich mit tänzerischen Bewegungen durch die schmalen Gänge zwischen den Tischen schob.

»Hallo, Bob«, grüßte er und stützte beide Handteller auf den schmalen Tisch. »Zweimal ›Art des Hauses‹«, bestellte der Student.

»Okay.«

Der Dicke verschwand.

Bill holte Zigaretten hervor. »Gemütlich ist es hier. Wirklich. Hätte ich nicht erwartet.«

»Ja, man gibt sich Mühe.«

Bill bot Stäbchen an. Bob McClure nahm eine Zigarette, und der Reporter spendierte auch Feuer.

Dann wurden die Getränke gebracht. Bill runzelte die Stirn, als er die schwarze Flüssigkeit sah. »Was ist das denn?«, fragte er.

»Probieren Sie.«

Was Bill auch tat. Das Getränk war sagenhaft. Bill schmeckte den Whisky durch und auch die Zitrone. »Und was ist das Schwarze?«, fragte der Reporter, als er einen ersten Schluck genommen und anerkennend genickt hatte.

Bob grinste. »Das ist ein Färbemittel. Absolut harmlos, aber als Gag ausgezeichnet.«

»Kann man wohl sagen.«
Um die beiden Männer herum war Betrieb. Viele Gäste kannten den jungen Bob McClure, und sie sprachen ihn auf den Unfall an, den er erlitten hatte. Doch Bob wollte nicht darüber reden, er verbat sich jede Einmischung.
Der Reporter schaute nur zu. Dann fragte er: »Sagen Sie mir auch nichts, Bob? Wie Sie sich hier geben, hat es den Anschein, als würden Sie etwas verbergen.«
»Das ist unverschämt.« Bob wollte hochspringen, doch Bill drückte ihn zurück.
»Sie sollten nicht so impulsiv und voreilig reagieren, mein Lieber«, sagte der Reporter. »Ich meine es nur gut mit Ihnen. Und wenn etwas geschehen ist, was Sie beunruhigt dann, so meine ich, sollten wir gemeinsam über die Sache sprechen.«
Der junge Student starrte in sein Glas. Die Lippen hatte er fest zusammengepresst, seine Hände lagen auf den Oberschenkeln.
»Reden Sie«, sagte Bill mit beschwörender Stimme. »Es ist besser, wirklich.«
Dann sprach Bob. Er wusste auch nicht wieso, aber irgendwie hatte er zu dem Fremden aus London Vertrauen gefasst. Dieser Mann war anders als seine Freunde aus dem Dorf, und auch anders als seine Kommilitonen. Trotz seiner Jungenhaftigkeit stand in seinen Augen ein Ernst, wie ihn nur die Erfahrung bringen konnte.
»Ich bin vor einigen Tagen mit meinem Freund Dan Dryer auf einem Einbaum hinausgefahren. Es war ein Versuch. Wir wollten den See überqueren. Zuerst ging auch alles gut, dann aber gerieten wir in einen Strudel, und das Fahrzeug kenterte. Während ich mich retten konnte, hatte Dan keine Chance. Der See verschlang ihn. Mein Freund ist ertrunken. Ja, das ist eigentlich alles, Bill.«
Der Reporter nahm einen Schluck. Er stülpte die Unterlippe vor und legte seine Stirn in Falten. »Ist das wirklich alles, Bob?«, erkundigte er sich.
»Ja.« Die Antwort klang zögernd.
»Und Sie haben keinerlei Schuldgefühle?«
»Nein.«
»Bob, Sie lügen«, sagte ihm Bill knallhart auf den Kopf zu.
Der junge Student schaute ihn erst an, dann senkte er den Kopf und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Obwohl um die beiden Männer herum zahlreiche Gäste waren, die sich lautstark unterhielten, war es Bill und Bob, als ob sie sich unter einer Glocke des Schweigens befänden.
Zwei Minuten ließ Bill Conolly dem jungen Mann Ruhe. Dann stellte er seine Frage. »Was ist noch geschehen, Bob?«
»Es war nicht nur der Strudel, der uns in die Tiefe gerissen und

meinen Freund nicht mehr losgelassen hat. Uralte Wasserleichen tauchten auf. Ungeheuer vom tiefsten Grund des Sees erschienen, und die waren es, die meinen Freund Dan mit sich nahmen. Grüne, schuppige Monster. Widerliche Kreaturen. Höllenwesen, lebende Leichen, was weiß ich noch alles.« Bob McClure schaute auf. »Jetzt wissen Sie die Wahrheit, Bill. Ich habe nichts hinzugefügt und auch nichts verschwiegen. So ist es geschehen. Sie können mich jetzt für einen Spinner halten, Bill, aber was ich Ihnen gesagt habe, ist nichts als die Wahrheit. Es gibt diese Monster tatsächlich.«

Bill Conolly schaute den jungen Mann ernst an. »Ich glaube Ihnen, Bob.«

»Wie? Sie…«

»Ja.«

»Aber wieso?« Der junge Mann setzte sich überrascht zurück. »Welch eine Veranlassung haben Sie, mir zu glauben? Warum lachen Sie mich nicht aus, wie die anderen es tun würden?«

»Weil ich mich mit diesen Dingen beschäftige.«

»Sind Sie Detektiv?«

Bill lachte. »Nein, Reporter, aber hin und wieder arbeite ich mit einem sehr guten Freund zusammen, der Oberinspektor bei Scotland Yard ist und sich nur mit Fällen beschäftigt, die ins Reich des Übernatürlichen hineinspielen. Ich habe schon Dämonen gegenübergestanden. Ich habe bereits Vampire, Werwölfe und lebende Mumien gesehen. Deshalb sind Ihre Worte bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen.«

Der junge Mann staunte immer noch. Er schüttelte den Kopf, als könnte er das alles nicht begreifen. »Wenn das so ist, dann würden Sie mir unter Umständen helfen können, meinen Freund…«

Bill ließ Bob McClure gar nicht erst ausreden. »Ich würde Ihnen nicht nur unter Umständen helfen, ich helfe Ihnen sogar ganz bestimmt. Es ist gewissermaßen meine Pflicht. Und nicht nur ich werde Ihnen zur Seite stehen, sondern auch mein Freund aus London, Oberinspektor John Sinclair.«

»Sie wollen ihn anrufen?«

»Ja. Noch heute.« Bill Conolly schlug dem jungen Mann auf die Schulter. »Wäre doch gelacht, wenn wir dem Spuk nicht ein Ende bereiten könnten.«

Bob war skeptisch. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Aber da ist noch etwas.«

»Was denn?«

»Das Rennen. Morgen finden die ersten Läufe statt…«

***

Marion Mitchell wohnte in einem schmalbrüstigen Haus am

Berghang, etwas oberhalb des Dorfes. Um zur Haustür zu gelangen, musste man eine an der Außenwand entlangführende Steintreppe hochsteigen. Über der Tür befand sich ein Regenschutz.

Eine Klingel gab es nicht, obwohl elektrischer Strom vorhanden war. In der Türmitte hing der altmodische Klopfer, den Bob McClure jetzt betätigte. Dumpf hallten die Schläge durch das Haus.

»Moment!«, rief eine weibliche Stimme. »Ich komme schon.«

Bob blieb stehen und hörte gleich darauf die sich der Tür nähernden Schritte. Drei Atemzüge später stand der Student Marion Mitchells Mutter gegenüber. Die Frau mit den streng zurückgekämmten Haaren lächelte den jungen Mann an. Sie kannte ihn von Kindheit auf. »Du wolltest zu Mari?«

»Ja.«

»Tritt ein, Bob.« Sie gab die Tür frei.

Bob McClure schritt an der Frau vorbei und betrat die Wohnung. Ein enger Flur nahm ihn auf. Links führte eine schmale Treppe hoch in das obere Stockwerk. Dort hatte Marion ihre beiden Zimmer.

Das Mädchen stand schon auf dem Treppenabsatz. »Ich habe es klingeln gehört«, sagte sie. »Ich freue mich, dass du da bist.«

Bob ging ihr entgegen und reichte ihr die Hand.

»Wir gehen dann in mein Zimmer, Ma«, sagte Marion.

»Gut.«

Der Student lächelte. »Mich wundert es, dass deine Mutter nichts dagegen hat.«

»Warum sollte sie? Ich bin alt genug und muss wissen, was ich tue. Oder nicht?«

»Doch, doch«, beeilte sich Bob zu versichern.

Das Mädchen führte seinen Gast in das Zimmer. Obwohl es in der ersten Etage lag, konnte man vom Fenster aus nicht in die Tiefe schauen, sondern gegen den Berghang, an dem sich ein schmaler Pfad entlang schlängelte. Der Weg verschwand dann zwischen knorrigen, alten Tannen. Es war eine romantische Gegend, in der Marion wohnte.

Sie machte Licht.

Überraschend modern war ihr Zimmer eingerichtet. Der junge Mann bemerkte dies mit Erstaunen.

»Was hast du denn erwartet?«, fragte Marion. Auch sie war nicht gerade wie eine alte Jungfer gekleidet. Enge Jeans, ein locker fallender Pullover und ein knallrotes Tuch um den Kopf.

Sie deutete auf einen Holzsessel mit Lederüberzug. »Setz dich doch, Bob. Möchtest du was trinken?«

Bob zog seinen Parka aus. »Wenn du einen Whisky hast…?«

»Natürlich.«

Das Mädchen nahm Orangensaft.

Nachdem sie getrunken hatten, saßen sie sich gegenüber, schauten

sich an, und keiner wusste so recht, was er sagen sollte.
»Vielleicht lebt Dan doch noch«, meinte Bob schließlich.
»Nein.« Marion schüttelte den Kopf. »Daran glaube ich nicht mehr. Die Suchmannschaften haben nichts gefunden.«
»Sie können sich irren.«
»Was heißt das?«
Der junge Mann setzte sich aufrecht hin. »Ich habe mich entschlossen, die Suche aufzunehmen«, sagte er.
»Du?«
»Ja. Aber nicht allein.«
»Wen willst du denn mitnehmen? Mich vielleicht?«
»Auch.«
Das Mädchen fürchte die Brauen. »Du hast doch noch etwas in der Hinterhand. Raus damit!«
»Ich bin vom Krankenhaus per Anhalter gefahren, und mich hat jemand mitgenommen, den mir buchstäblich der Himmel geschickt hat. Der Mann heißt Bill Conolly und scheint Ahnung von einer bestimmten Sache zu haben.« Als Bob das fragende Gesicht des Mädchens sah, begann er mit seiner Erklärung.
Marion Mitchell hörte zu. Sie unterbrach ihren Bekannten mit keinem Wort, und sie wundert sich nicht einmal, als der Name John Sinclair erwähnt wurde. »Dieser Mann wird aus London kommen«, sagte Bob. »Und er wird uns helfen.«
»Aber Dan ist tot«, sagte Marion.
»Vielleicht…«
Tief atmete das Mädchen ein. »Bob«, sagte sie, »was ist los? Was verschweigst du mir?«
Der Student machte es spannend. »Ich habe dir im Krankenhaus nicht die ganze Wahrheit gesagt, aber es ist etwas passiert, was du jetzt unbedingt wissen musst. Ich möchte dich nur bitten, über alles, was ich dir jetzt sage, zu schweigen. Versprichst du mir das?«
»Was soll das, Bob?«
»Versprichst du es mir?«, fragte Bob McClure mit drängender Stimme.
»Ja.«
»Schön.« Dann berichtete Bob. Er sprach leise, als hätte er Angst, dass seine Worte gehört werden könnten. Das Gesicht des Mädchens wurde immer blasser.
»Nein!«, rief sie plötzlich und sprang auf. »Das darf doch nicht wahr sein!«
»Es ist wahr, Mari.«
»O Gott!« Sie ließ sich wieder zurück in ihren Sessel fallen. »Ich werde verrückt…«
Bob McClure schüttelte den Kopf. »Du brauchst nicht verrückt zu

werden«, erwiderte er, »sondern musst die Nerven bewahren. Das ist es, was wir jetzt brauchen.«

Das Mädchen versuchte zu lächeln, doch es misslang. »Weißt du, Bob, es fällt mir halt schwer, so etwas zu glauben. Seeungeheuer oder Seemonster, die gibt es doch nicht. Höchstens im Märchen oder in der Fabel, aber nicht in Wirklichkeit.«

»Ich habe sie aber gesehen, und sie haben Dan mit in die Tiefe genommen!« Zur Bestätigung seiner Worte tippte sich Bob gegen die Brust.

Marion Mitchell griff nach ihren Zigaretten. Bob gab ihr Feuer. Hastig blies sie den Rauch aus. »Ich – ich kann das nicht verstehen«, sagte sie.

»Es ist aber eine Tatsache.«

Eine Viertelstunde stritten sich die beiden herum. Schließlich fragte Marion: »Was willst du nun unternehmen?«

»Ich werde ihn suchen.«

»Willst du tauchen?«

»Ja.«

Marion wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Das ist viel zu gefährlich.«

»Weißt du eine andere Möglichkeit?«

»Nein.«

»Außerdem bin ich nicht allein. Mr. Conolly wird mich bei dem Job begleiten.«

»Nicht nur er«, sagte Marion. »Ich auch.«

Sofort schüttelte der junge Mann den Kopf. »Nein, das kommt nicht in Frage. Die Sache ist viel zu gefährlich.«

»War Dan nicht auch mein Freund?«

»Schon, aber…«

»Kein Aber, Bob. Ich…«

Das Mädchen sprach nicht mehr weiter. Ihre Augen wurden plötzlich groß. »Was ist?«, fragte Bob.

»Am Fenster«, flüsterte Marion Mitchell. »Da ist er. Da ist…«

Bob sprang auf. »Wer ist da?«

»Dan!«, schrie Marion Mitchell.

***

Bill Conolly hatte seine Pension auf Anhieb gefunden. Das Haus lag dicht am See, nahe der befestigten Uferstraße. Vor dem Gebäude knatterten zwei Fahnen im Wind.

Bill stellte seinen Wagen neben der linken Fahnenstange ab, nahm seinen Koffer und stieg aus.

Mit London und damit mit mir hatte er bereits telefoniert, und frohen Mutes schritt der Reporter die vier Stufen zur Haustür hoch.

An der Hauswand wuchs der wilde Wein.

Bill Conolly klingelte und hatte den Daumen kaum vom Knopf genommen, als bereits geöffnet wurde.

Eine dunkelhaarige Frau in mittleren Jahren stand vor ihm. Sie trug eine weiße Schürze vor dem dunkelblauen Kleid und fragte sofort: »Sie sind sicherlich Mr. Conolly?«

»Ja, Madam.«

Die Frau reichte Bill die Hand. »Ich bin Mrs. Blyton, die Wirtin. Herzlich willkommen bei uns.«

»Danke sehr.« Bill ging an der Frau vorbei in einen Flur hinein, der peinlich sauber war. Neben dem Treppenaufgang stand ein großer Blumenkübel. Links führte der Weg in die Privaträume der Familie.

Mrs. Blyton schloss die Tür. »Bitte, folgen Sie mir, Mr. Conolly. Sie sind ja bereits gemeldet worden. Ein Prachtzimmer kann ich Ihnen leider nicht bieten, dafür ist es aber gemütlich.«

»Für ein paar Tage wird es schon reichen«, sagte Bill.

»Das meine ich auch.«

Sie ließen die erste Etage hinter sich. Die Treppe wurde noch enger, und bevor sie zum Dach hochführte, ging die Wirtin nach links auf eine schmale Tür zu.

»Dort ist Ihr Zimmer«, sagte sie und öffnete.

»Danke sehr.« Der Reporter betrat einen kleinen Raum, der mehr einer Kammer glich und zwei schräge Wände hatte. In eine Wand war das Fenster eingebaut, ein kleines Quadrat mit einer Scheibe davor. Es lag zum See hin, und Bill hatte wirklich einen phantastischen Blick auf das Wasser, wie er feststellte.

»Brauchen Sie mich noch, Mr. Conolly?«

Bill wandte sich um. »Nein, vielen Dank.«

Die Wirtin lächelte. »Ich wünsche ihnen einen angenehmen Aufenthalt«, sagte sie und verschwand.

Bill warf seinen Koffer auf den kleinen Tisch und packte aus. Er hängte die Kleidungsstücke in den Schrank, der kaum breiter war als die Tür. Eine Schalenlampe diente als Beleuchtungskörper. Das Bett war schlicht, aber sauber. Ebenso der Holzfußboden.

Unter der Schräge war zusätzlich ein Waschbecken in die Wand eingelassen worden. Dusche oder Bad gab es nicht.

Bill wusch sich, so gut es möglich war. Dann trat er ans Fenster und schaute hinaus.

Wie eine graue Fläche aus Blei lag der See vor ihm. Die hektische Betriebsamkeit am Ufer hatte nachgelassen. Die meisten Rennboote standen abgedeckt unter den Planen. Kein Boot war unterwegs. Hin und wieder gischtete ein Wellenkamm hell auf. Das andere Ufer verschwamm bereits im abendlichen Dunst.

Ein paar Spaziergänger waren noch unterwegs. Der Wind blähte ihre

Mäntel auf.

Es herrschte eine friedliche Stimmung, doch Bill Conolly ließ sich davon nicht täuschen. Irgendwo unter der Wasseroberfläche lauerte das Grauen, und der Reporter war sicher, dass ihm noch ein harter Kampf bevorstand.

Um vorbereitet zu sein, wollte er sich ausruhen. So wie er war, legte sich Bill auf das Bett und war wenig später fest eingeschlafen.

***

Bob McClure ruckte herum. Sein Blick fraß sich an der Scheibe fest, und im letzten Augenblick sah er noch ein Gesicht verschwinden. Es war nicht sicher, ob Dan Dryer dort gestanden hatte, aber Marion sagte es mit solch einer Bestimmtheit, dass auch der junge Student daran glaubte.

Er sprang auf.

Auch Marion schnellte aus ihrem Sessel hoch. »Wir müssen hinterher!«, rief sie, aber da war Bob schon an der Tür und riss sie auf. Eilig polterte er die Holztreppe hinab und schaute sich nicht um, ob ihm das Mädchen auch folgte.

Mrs. Mitchell hatte den Lärm gehört. Sie riss die Tür auf und stürzte in den Flur.

»Was ist denn hier los?«, rief sie.

»Entschuldigen Sie.« Bob McClure schob die Frau zur Seite und lief auf die Haustür zu. Er riss sie auf, sprang die Treppen hinunter und vernahm hinter sich Marions Stimme.

»Warte auf mich!«

Hastig wandte sich McClure um.

Marion nahm die Stufen mit einem Satz. Auf der Türschwelle stand ihre Mutter und gestikulierte mit beiden Händen. Sie wusste nicht, was der überstürzte Aufbruch der beiden jungen Leute zu bedeuten hatte, und es war klar, dass sie sich Sorgen machte.

Marion und Bob liefen um das schmale Haus herum, bis sie den Weg erreichten, der an der Rückseite und den Hang entlang verlief.

Bob hatte die Führung übernommen. Er schritt ziemlich schnell den steinigen schmalen Pfad hoch, der auch den kleinen Garten hinter dem Haus tangierte, in dem die Mitchells Gemüse anpflanzten.

Es war inzwischen dämmrig geworden. Die Dunkelheit kroch über die Berggrate und fiel mit ihren langen Schatten in das Tal, in dem Loch Morar lag. Die zahlreichen Tannen am Hang verschwammen schon mit der Dunkelheit. Am grauen Himmel zeigten sich die ersten blassen Sterne. Im Ort brannten die Lichter.

Marion blieb hinter Bob stehen und legte ihm beide Hände auf die Schultern. »Siehst du ihn?«, flüsterte sie.

»Nein.«

»Aber getäuscht habe ich mich nicht.«

»Ich habe ja auch etwas gesehen«, erwiderte Bob McClure.

»Sollen wir in den Wald gehen?«, fragte das Mädchen, und seine Stimme klang ängstlich.

»Ja.« Bob McClure setzte sich bereits in Bewegung. Das Haus der Mitchells lag am Ende des Weges, und direkt hinter dem Garten tauchten die beiden jungen Leute in den Wald ein.

Der Weg lief hier aus, und so mussten sich Bob und Marion einen Weg zwischen den Tannen suchen, was gar nicht so einfach war, denn die Bäume standen dicht an dicht. Die langen Zweige streiften über die Schultern der beiden. Außerdem wurde es zusehends dunkler, je tiefer sie in den Wald vordrangen.

Bob ärgerte sich, dass er keine Taschenlampe dabei hatte, aber jetzt zurückzugehen und eine zu holen, dazu hatte er auch keine Lust.

Sie schlichen weiter.

Beide hatten ihre Augen weit aufgerissen und versuchten, die sie umgebende Dunkelheit zu durchdringen. Die Lichtverhältnisse ließen sämtliche Konturen verschwimmen und ineinander fließen.

Sie blieben stehen. Marion klammerte sich an den jungen Mann und brachte ihre Lippen dicht an sein rechtes Ohr. »Ich glaube nicht, dass er hier herumschleicht. Wir sind schon ziemlich hoch und…«

»Sei mal ruhig«, sagte Bob.

Das Mädchen schwieg.

Bob McClure hatte ein Geräusch gehört. Gar nicht weit entfernt. Als wäre jemand auf einen Ast getreten.

War Dan Dryer in der Nähe?

Bob fühlte, wie ihm bei dem Gedanken daran eine Gänsehaut über den Rücken lief, und auch Marion Mitchell schüttelte sich leicht.

Wieder erklang ein Knacken. Diesmal in ihrer unmittelbaren Nähe. »Da ist doch einer«, wisperte Marion.

Ihr Begleiter nickte.

Marion hielt es nicht mehr aus. Sie rief: »Dan? Dan? Bist du es? Gib Antwort!«

Keine Reaktion.

Bob McClure ging ein paar Schritte zur Seite. Er bückte sich dabei und schob hinderliche Tannenzweige aus dem Weg. Marion folgte ihm ängstlich. Sie hatte ihre Hand gegen seinen Rücken gelegt, so als würde sie der körperliche Kontakt beruhigen.

Plötzlich blieb Bob stehen. Ein krächzender Laut drang aus seiner Kehle, und Marion fühlte, wie er zitterte. Sie schaute über die Schulter des jungen Mannes und konnte nur mit Mühe einen Schrei unterdrücken.

Hinter einem Baumstamm trat eine Gestalt hervor.

Dan Dryer!

Höchstens fünf Schritte stand er von den beiden entfernt. Sein Gesicht war kaum zu erkennen, trotzdem glaubten Marion und Bob, ein grünliches Schimmern auf seiner Haut zu sehen.

Sekundenlang geschah nichts.

Sie starrten sich nur an.

Dann drängte Marion vor, streckte die Hand aus und fragte: »Dan? Bist du es, Dan?«

Die Gestalt gab keine Antwort. Aber sie musste Dan Dryer sein. Sie sah ebenso aus wie er. Und sie trug auch die gleichen Kleidungsstücke. Nur rochen diese widerlich. Nach fauligem Wasser und nach Moder.

Marion ging noch einen Schritt vor.

Bob McClure wollte sie zurückhalten, doch er war auf einmal wie gelähmt. Er konnte nur zuschauen und fühlte sich wie ein Statist.

»Warum kommst du nicht zu mir, Dan?«, fragte das Mädchen, als er stehen geblieben war. Dryer rührte sich nicht.

Bob McClure wurde plötzlich von einer seltsamen Unruhe erfasst. »Geh nicht weiter, Marion«, warnte er. »Dan ist kein Mensch mehr. Ich spüre es.« Marion kümmerte sich nicht um die Worte. Sie sah nur ihren Freund und wollte zu ihm.

Sie ging.

»Nicht, Marion…«

»Sei ruhig, Bob!«

Sie brauchte nur noch einen Schritt nach vorn zu gehen, dann konnte sie den vor ihr Stehenden berühren. Doch so weit kam es nicht. Die Ereignisse überstürzten sich.

Dan packte zu.

Sein rechter Arm schnellte vor, und wie die Greifzangen eines Schraubstocks umklammerten eiskalte Totenfinger das rechte Handgelenk des Mädchens. Marion schrie.

Sie wusste auf einmal, dass der Mann, der vor ihr stand, nicht mehr der gleiche war wie früher. Ihr wurde klar, dass ihr Dan zu einem Monster geworden war.

Hart riss er das Mädchen auf sich zu.

Marion prallte gegen ihn und spürte die Eiseskälte seines Körpers durch die Kleidung.

»Lass mich los, Dan!«, kreischte sie. »Du tust mir weh, ich will nicht mehr!« Dryer stieß nur ein Knurren aus. Dicht hielt er Marion an sich gepresst, und zum ersten Mal konnte das Mädchen der Gestalt ins Gesicht schauen.

Es war ein grauenhafter Anblick.

Die Haut zeigte ein grünes Schuppenmuster wie bei einem Fisch. Es schillerte, und zwischen den einzelnen Schuppenrändern klemmten winzige Algen und kleinere Tierchen. Die Augen blickten kalt und glanzlos. Sie waren hervorgequollen, aus dem Mund drang dem

Mädchen ein fauliger Geruch entgegen.
Marion ekelte sich.
Vor ihr stand nicht mehr Dan Dryer, sondern ein Monster.
Ein lebender Toter!
Marion hatte bereits Wasserleichen gesehen, ebenso aufgedunsen wirkte das Gesicht ihres ehemaligen Freundes.
Jetzt ließ er ihr linkes Handgelenk los. Marion schöpfte schon Hoffnung, doch dieser Funke wurde in der nächsten Sekunde erstickt, als Dan seinen Arm um ihre Hüften schlang und sie hart an sich presste.
»Mit…«, keuchte er, »du kommst mit…«
Diese Worte vernahm auch Bob McClure.
Und er griff ein.
»Lass sie los!«, schrie er und stürzte sich auf die Monstergestalt.
Dan ließ das Mädchen tatsächlich los. Aber er schleuderte Marion hart von sich.
Wie eine Puppe fiel sie um, allerdings gegen eine Tanne, die mit ihren ausladenden Zweigen den Aufprall abschwächte.
Durch diese Aktion hatte die lebende Wasserleiche Zeit verloren. Bob prallte gegen sie.
Auch er spürte die Kälte und nahm den fauligen Geruch wahr, doch das hielt ihn nicht davon ab, hart gegen dieses Monster vorzugehen. Er schlug der Wasserleiche beide Fäuste ins Gesicht.
Nichts geschah.
Dan Dryer verdaute die Schläge. Er bog nur seinen Oberkörper zurück, ließ dann seine Arme nach vorn schnellen und umklammerte blitzschnell Bobs Hüften.
Der junge Mann keuchte.
Noch ehe er sich versah, wurde er hochgehoben, schwebte über dem Erdboden, und dann schleuderte das Monster Bob McClure weit von sich. Bob prallte zu Boden und schlug mit dem Hinterkopf gegen einen Baumstumpf.
Er schrie auf, bunte Sterne wirbelten vor seinen Augen, und im nächsten Augenblick verlor er das Bewusstsein.
Bobs Kampf mit dem Monster jedoch hatte dem Mädchen Zeit gegeben, sich aufzurappeln. So rasch es ging, sprang Marion Mitchell auf die Füße und rannte los.
Da drehte sich Dan Dryer um.
Er sah das Mädchen und stieß einen Wutschrei aus. Sein Schuppengesicht verzerrte sich, der Mund war geöffnet. Wie ein von der Sehne abgefeuerter Pfeil hetzte das Monster hinter Marion Mitchell her.
Marion rannte wie noch nie in ihrem Leben.
Im Wald gab es keinen Pfad, auf dem sie hätte laufen können, so

bahnte sie sich einen Weg durch das Dickicht. Es wurde eine verbissene Flucht.

Marion spürte jedoch, dass Dan aufholte. Sie brauchte sich erst gar nicht umzudrehen, um dies zu merken. Unaufhörlich verlor sie an Boden.

Hinter ihr knackten Äste. Mit Brachialgewalt wühlte sich das Monster durch den dichten Tannenwald. Die Distanz schmolz zusehends.

Marion keuchte. Ihre Lungen arbeiteten wie Blasebälge. Sie schlug mit den Händen um sich, schleuderte Zweige zur Seite und rannte weiter.

Es kam, wie es kommen musste.

Eine Baumwurzel wurde dem Mädchen zum Verhängnis. Mit der Fußspitze blieb Marion Mitchell hängen, stolperte und fiel lang hin.

Sie hatte den Mund geöffnet und spürte auf ihren Lippen die nasse Erde und dazwischen alte, abgefallene Tannennadeln.

Noch einmal riss sie sich zusammen, wollte sich aufraffen, doch da war es bereits zu spät.

Dan Dryer stürzte auf sie.

Marion spürte einen Schlag im Rücken, wurde an der Schulter gepackt und herumgerissen.

Ihr Schrei endete in einem Röcheln, als sich die kalte Pranke der Wasserleiche auf ihren Mund presste.

Dan Dryer hielt dem Girl so lange den Mund zu, bis die Schatten der Ohnmacht ihr Bewusstsein überschwemmten. Dann erst ließ er Marion los, jedoch nur, um sie hochzuhieven und sie sich über seine rechte Schulter zu werfen.

Dryer schaute sich um.

Niemand folgte ihm. Bob McClure war sicherlich noch bewusstlos und würde es auch eine Weile bleiben.

Doch diese Annahme stellte sich als Irrtum heraus. Bob konnte einiges vertragen. Schon kurz nach seiner Ohnmacht richtete er sich verwirrt und mit bohrenden Schmerzen im Kopf auf.

Einen Augenblick lang wusste er nicht, wo er sich befand, doch dann kehrte die Erinnerung zurück.

Marion! Das Monster!

Er zuckte zusammen. Bobs Finger fuhren über die aufgerissene und blutende Haut an seinem Schädel.

Eine Platzwunde! stellte er fest. Aber die brachte ihn nicht um. Größere Sorgen machte er sich um Marion Mitchell.

Bob richtete sich auf. Seine ersten Gehversuche nach der Bewusstlosigkeit waren torkelnd, und er musste die Zähne zusammenbeißen, da es in seinem Kopf wieder anfing zu stechen.

Aber er ging weiter. Die Sorge und die Angst um Marion trieben ihn voran. »Marion!«, brüllte er.

Keine Antwort.

Wieder rief er den Namen des Mädchens, während die heiße Angst bereits sein Herz umklammerte.

Sein Rufen war vergebens.

Bob McClure blieb stehen und horchte.

Jetzt, wo es ruhig war, hörte er das Brechen von Ästen. Dan Dryer musste wie ein Wilder mit seinem Opfer durch den Wald stürmen. Denn das er Marion in seinen Klauen hatte, daran gab es für Bob keinerlei Zweifel.

Die Geräusche waren von weiter unten herauf geklungen.

Bobs Augen wurden groß.

Urplötzlich kam ihm der naheliegende Gedanke. Dieses Monster hatte das Girl entführt.

Und wohin?

In sein Element – in den See!

»O Gott, o Gott«, flüsterte Bob McClure. »Das darf nicht geschehen, das darf nicht…«

Er rannte wie noch nie in seinem Leben. Sein Herz hämmerte. Der Atem ging keuchend und flog von seinen Lippen.

Zweige peitschten sein Gesicht, klatschten gegen die Haut und rissen sie auf. Ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit begann. Konnte er dieses Monster noch stoppen?

Ein letzter Sprung noch, er torkelte aus dem Wald, der freie Abhang zur Straße hin. Bob rutschte ihn hinunter, kam auf der Straße auf, wo er sich mehrmals überschlug.

Aber er hatte sich nichts gebrochen, gelangte wieder auf die Füße, taumelte ein paar Schritte weiter, blieb stehen und schaute sich um.

Nichts…

»Marion!«, schluchzte er, holte im nächsten Moment tief Luft und rannte weiter.

Sein Ziel: Der See!

Zum Glück kannte Bob McClure jeden Winkel dieses Ortes. Er fand sich auch in der Dunkelheit zurecht. Bob nahm Wege, die nicht beleuchtet waren. Er sprang über Treppen, lief schmale Gassen entlang und kümmerte sich nicht um die erstaunten Blicke der Menschen, die ihn trafen.

Er musste Marion Mitchell retten!

Bob McClure sprang über ein Geländer auf eine tiefer gelegene Straße. Kopfsteinpflaster bedeckte den Weg. Die Straße führte direkt zum See hinunter. Und Bob rannte.

Seine Füße schlugen auf das Pflaster. Rechts und links standen schmale Häuser. Alte Steinbauten ohne Elektrizität. Der junge Student bewegte sich in der Altstadt von Seaground, er war seinem Ziel nah.

Noch eine Kurve, und er sah die schwarze Fläche des Loch Morar.

Aber wo lauerte das Monster?
Bob schaute sich die Augen fast aus dem Kopf, er konnte Dan und Marion nicht entdecken.
Seitenstiche zwangen ihn dazu, langsamer zu laufen. Schon erreichte er die ersten Ausläufer des Strandes. Kies knirschte unter seinen Sohlen.
Bob McClure wandte sich etwas nach rechts. Über den Bergen stand die fahle Sichel des Halbmonds, und es schien, als würde sie mit ihrer unteren Spitze die schroffen Grate der Mountains berühren. Doch für Naturschönheiten hatte Bob keinen Blick.
Er suchte Marion.
Rechts von ihm verlief die Strandpromenade. Dahinter lagen die zahlreichen Pensionen und kleinen Hotels. Und dort irgendwo wohnte auch Bobs neuer Freund Bill Conolly.
Der Student lief weiter.
Ruhig lag der See. Am langen Steg dümpelten einige Segelboote. Ihre kahlen Masten wirkten wie große Streichhölzer. Und dann sah er die Gesuchten. Deutlich hoben sie sich vor dem Mondlicht und dem etwas helleren Strand ab.
Bob glaubte sich in einem Horrorfilm zu befinden. Ein ähnliches Bild hatte er schon mal gesehen.
Dan Dryer trug das Mädchen auf beiden Armen wie Frankenstein seine Opfer. Er war schon dicht am Wasser, das bereits seine Füße umspülte.
Für Bob unmöglich, die beiden noch einzuholen. Trotzdem versuchte er es. »Marion!«, brüllte er, und sein verzweifelter Schrei hallte schaurig durch die Nacht…

***

Mich hatte Bill Conollys Anruf mal wieder zu einem ungünstigen Zeitpunkt erreicht. Ich wollte das Wochenende nutzen, um richtig zu entspannen, hatte all meine Langspielplatten auf dem Boden ausgebreitet und war dabei, sie zu sortieren.
Da lag James Last neben dem Rigoletto-Querschnitt und darüber heiße Beatscheiben. Auch der gute Karajan fehlte mit einem Querschnitt aus der Fledermaus nicht, und die Beatles waren ebenfalls vertreten.
Draußen herrschte ein Frühlingswetter zum Wegwerfen. Der April zeigte sich noch einmal von seiner miesesten Seite. Regen, Schnee, dazwischen mal ein vereinzelter schüchterner Sonnenstrahl, dann wieder der ganze Jammer von vorn.
An Bills Stimme hörte ich, dass der Fall dringend war. Mein Freund machte nicht unnötig die Pferde scheu, und ich wusste, dass oben im westlichen Schottland Arbeit auf mich wartete.

Einer Arbeit bin ich noch nie aus dem Weg gegangen. Vor allen Dingen nicht, wenn es um meine speziellen Freunde, die Dämonen, ging. Aber ich war kein Freiberufler, sondern in einem Beamtenstatus eingezwängt, und ohne Sir Powell, meinen direkten Vorgesetzten, zu fragen, lief nichts.

Also rief ich ihn an.

Dreimal dürfen Sie raten, wo ich ihn erwischte. In seinem Club natürlich.

Er zeigte sich ziemlich ungnädig, als er an den Apparat kam. »Gibt es einen Grund, dass Sie mich stören, John?«

»Ja, Sir«, erwiderte ich brav und berichtete ihm von Bills Anruf.

Powell dachte nach.

»Es ist dringend, glaube ich.«

»Okay, Sinclair, dann fahren Sie, um Himmels willen.«

»Danke. Ich gebe Ihnen Bescheid, wenn ich in Seaground bin.«

»Wo liegt das eigentlich?«, fragte Sir Powell.

Ich erklärte es ihm.

»Ziemlich windige Ecke, Sinclair. Geben Sie auf sich Acht. Sollte sich alles als Hirngespinst herausstellen, machen Sie nur keinen Urlaub.«

»Aber ich doch nicht.«

Powell hatte schon aufgelegt. Ich aber ließ Platten Platten sein und räumte sie wieder in die Regale.

Mit dem Flugzeug wollte ich nicht fliegen. Der Bentley musste mal wieder gescheucht werden, und eine Strecke von einigen hundert Meilen tat ihm recht gut.

Suko konnte ich nicht mitnehmen. Er war mit seiner neuen Freundin unterwegs und hatte sich für dieses Wochenende abgemeldet. Ich gönnte ihm die Stunden.

Mein Koffer war schnell gepackt, und auch den Einsatzkoffer hatte ich zur Hand. Suko sollte aber wissen, wo ich war, deshalb schrieb ich ihm einen Brief und schob ihn unter den Türschlitz seiner Wohnung.

Jetzt konnte es losgehen.

Ich war schon in der Diele, da klingelte es.

Mein Gesicht sah ich im Garderobenspiegel, und ich schaute nicht gerade freudig erregt aus der Wäsche, als ich beide Koffer abstellte und die Sprechanlage drückte.

»Mach schon auf. Ich bin’s«, hörte ich die Stimme von Jane Collins.

Als ob sie es gerochen hätte. Ich hatte Jane verflixt gern, aber diesmal kam sie mir ungelegen.

»Was ist, John? Willst du uns hier unten stehen lassen?«, hörte ich ihre Stimme.

»Uns?«

»Ja. Sheila ist auch dabei.«

Bei mir fiel die Pfundnote shillingweise. Sicherlich hatte Bill Conolly

nicht nur mich, sondern auch seine Frau angerufen. Da Sheila ihren Mann in Gefahr wusste, ließ sie es sich nicht nehmen, selbst zu erscheinen.

Das konnte heiter werden.

»Drück endlich!«

Ich quälte mir ein Lächeln ab, als die beiden Frauen meine Wohnung betraten.

»Hi«, grüßte ich ziemlich lahm.

»Bill hat also mit dir gesprochen«, sagte Jane und deutete auf meine Koffer. »Wie ich sehe, bist du schon reisefertig. Na, das ist fabelhaft.«

Sheila nickte bestätigend und meinte dann: »Man kann Bill auch nicht allein fahren lassen. Da kommt immer wieder etwas dazwischen. Das ist zu dumm.«

»Ihr wisst Bescheid?«, fragte ich vorsichtig.

»Und ob«, erwiderte Sheila. »Bill hat auch mit mir gesprochen. Er erzählte, dass er durch Zufall auf eine böse Sache gestoßen sei.«

»Bevor du fragst, was ich damit zu tun habe«, mischte sich Jane Collins ein, »ich begleite Sheila, damit sie nicht auf sich allein gestellt ist.«

»Wie schön!«, rief ich aus, verdrehte die Augen und kassierte von Jane einen Rippenstoß.

»Dann wollt ihr mit mir fahren?«, hakte ich nach.

»Nein, mein Lieber«, erwiderte Sheila. »Wir nehmen das Flugzeug und fahren anschließend mit dem Leihwagen. Du kannst ruhig allein dort hochzischen.«

»Okay.« Ich grinste. »Dann möchte ich auch jetzt nicht weiter aufgehalten werden.«

»Mein Gott, bist du muffig«, sagte Jane.

»Wieso?«

»Schon gut.«

»Und was ist mit dem kleinen Johnny?«

»Er ist bei Bekannten«, sagte Sheila, »die schon öfter auf ihn aufgepasst haben.«

»Fein.« Mein Grinsen wurde zu einem Lächeln. »Dann darf ich jetzt verschwinden?«

»Wir halten dich nicht auf.«

Die Bemerkung »Das tut ihr schon die ganze Zeit« verkniff ich mir. Man soll die Frauen nicht unnötig reizen, denn damit handelt man sich meistens Ärger ein…

***

Bill Conolly wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Auf einmal schreckte er hoch.

Der Reporter setzte sich schlaftrunken auf. Sein erster Blick galt dem

Fenster.

Draußen war es dunkel.

»Himmel, Gesäß und Nähgarn«, brummte Bill, »dann habe ich ja einige Stunden gepennt. Mist auch…«

Er erhob sich und wischte sich den Schlaf aus den Augen. Es war ruhig geworden. Von unten hörte Bill Conolly die Stimme der Wirtin. Was die Frau sagte, war nicht zu verstehen.

Der Reporter drehte den Kran auf, bildete aus den Händen einen Trichter, ließ Wasser hineinlaufen und kippte es sich ins Gesicht. Die eiskalte Flüssigkeit erfrischte ihn. Bill fühlte sich wieder wie neugeboren. Er hätte Bäume ausreißen können.

Er verspürte auch Hunger.

Bill nahm sich vor, nach unten zu gehen und die Wirtin zu fragen. Vielleicht bereitete sie ihm noch eine Kleinigkeit zu essen. Als er auf seine Uhr schaute, bemerkte er, dass sich der kleine Zeiger auf die Zehn zubewegte.

Bill zog andere Sachen an, ging gedankenverloren zum Fenster und blickte hinaus.

Ruhig sah er den See vor sich liegen. Mit kleinen, weißen Schaumkronen versehen liefen die Wellen auf dem Strand aus. Am anderen Ufer funkelten die Lichter einer kleinen Ortschaft.

Menschenleer war der Strand.

Wirklich so leer?

Bill Conolly schaute genauer hin und sah plötzlich die Gestalt, die sich parallel zur Seite hin bewegte. Der Mann ging mit seltsam steifen Schritten, und Bill erkannte, dass er etwas auf dem Arm trug.

Es sah aus wie ein Mensch…

Das Misstrauen des Reporters war erwacht.

Jetzt schlug der Kerl den Weg nach links ein, direkt zum Wasser hin. Wollte er in den See?

Dem Reporter war die ganze Sache nicht geheuer. Er spürte plötzlich, dass sich etwas anbahnte. Sein Verdacht wurde in den nächsten Sekunden bestätigt.

Ein zweiter Mann tauchte auf.

Er kam von der Stadt her und stolperte mehr, als dass er ging. Bill kannte den jungen Mann.

»Aber das ist doch…«, sagte er. Mehr nicht, denn da hörte Bill den gellenden Schrei, den der junge Student ausstieß.

Jetzt wusste der Reporter mit letzter Sicherheit, dass sich dort unten am Strand ein Drama anbahnte.

Für Bill gab es kein Halten mehr. Er zögerte nicht eine Sekunde länger, rannte zur Tür, riss sie auf und stürzte aus dem Zimmer. Dabei stieß er sich die rechte Schulter.

Der Reporter nahm die Treppe mit einem einzigen Satz. Es polterte,

als er auf dem Absatz landete. Weiter ging es. Selten war Bill Conolly so rasch eine Treppe hinuntergelaufen.

Dann stand er vor der Haustür und riss sie auf. Bill war es egal, was die Leute dachten, als er nach draußen stürmte und über die Straße rannte. Es ging jetzt um Menschenleben, das fühlte er instinktiv.

Unterhalb der Straße lag der Strand. Der Reporter musste über eine Steinmauer hinwegsetzen, um dorthin zu gelangen. Der Strand lag ungefähr zwei Yards tiefer, doch der sportlich durchtrainierte Reporter schaffte dies mit einer nahezu spielerisch anmutenden Leichtigkeit.

Mit großen Schritten sprintete er über den Kies. Er lief erst gar nicht auf Bob McClure zu, der von der linken Seite her auf ihn zu taumelte. Bill machte sich an die Verfolgung des Mannes.

Und der stand bereits bis zu den Hüften im Wasser. Der See war an diesem Uferstreifen ziemlich flach, man konnte vom Strand aus weit hineinlaufen. Ein Vorteil für die Kinder, aber auch für Bill Conolly. Der Reporter wusste auch, dass an der Nordseite des Sees überhaupt kein Strand zu finden war. Dort ragten schroffe und hohe Felsen aus dem Wasser.

Aus den Augenwinkeln bemerkte er, dass der junge Student stolperte und lang hinfiel. Er konnte kaum aufstehen, so schwach war er.

Bill jedoch nicht. Er holte auf.

Schon klatschten seine Füße durch das Wasser. Die Spitzen schleuderten regelrechte Fontänen hoch, und je weiter Bill Conolly lief, umso schwerer kam er voran. Das tiefer werdende Wasser behinderte ihn doch zu sehr.

Der Reporter verfluchte es jetzt, dass er keine Waffe mitgenommen hatte. Er musste seinem Gegner mit bloßen Fäusten gegenübertreten. Und das war hart. Wie ein Scherenschnitt hob sich die Gestalt des Kerls vor ihm ab. Bei jedem seiner Schritte schaukelte der Körper der Frau hin und her. Bill sah es an den Pendelbewegungen der Arme.

»Stehen bleiben!«, brüllte er dem Kerl zu.

Der ging weiter.

Bill legte noch mehr zu. Er hüpfte jetzt, was sich abermals als schwierig erwies, denn der Grund war seicht und voller Schlick und Matsch.

Doch Bill holte auf.

Noch zehn Yards höchstens trennten ihn von dem Mann. Und genau in diesem Moment erwachte Marion Mitchell aus ihrer Bewusstlosigkeit.

Sie schrie!

Der Schrei fuhr nicht nur Bill Conolly durch Mark und Bein, sondern auch dem Entführer.

Unwillkürlich blieb er stehen. Für Bill Conolly war es die große Chance. Er holte rasch auf und stieß sich dann ab.

Mit voller Wucht prallte Bill Conolly gegen den Rücken des Mannes, der damit nicht gerechnet hatte und nach vorn gedroschen wurde. Sofort schlugen die Wellen über ihm zusammen. Aber auch das Mädchen war verschwunden. Bill warf sich sofort herum, sah ihren Kopf auftauchen und packte blitzschnell einen von Marions Armen.

»Verschwinden Sie!«, schrie er das Girl an. Mehr konnte er nicht sagen, denn sein Gegner war wieder aufgetaucht. Sie standen sich gegenüber.

Bill hielt den Atem an.

Er sah in das Gesicht des Monsters. Grünbläulich schimmernd, mit Schuppen bedeckt, und es war doch das Gesicht eines Menschen.

Vor Schreck übersprang Bills Herz einen Schlag. Jetzt hatte er den endgültigen Beweis, dass die Erzählungen des jungen Studenten auf Tatsachen beruhten.

Grauenhaft…

Und dieses Ungeheuer hätte das Mädchen gnadenlos mit in die Tiefe gezogen.

Zum Glück hatte Marion die Flucht ergriffen. Schwerfällig bewegte sie sich durch das Wasser dem Ufer zu, wo sich Bob McClure aufgerappelt hatte und ihr entgegenlief.

Bill aber stand allein dem Monster gegenüber, und es sah nicht so aus, als würde der Untote kampflos das Feld räumen…

***

Das Wasser gurgelte in die unterirdische Höhle hinein. Der Sog trieb den Strom fort in zahlreiche Nebengänge und Höhlen, wo ein seltsames grünliches Licht herrschte und wo zahlreiche Augen das ewig fließende Wasser beobachteten.

Der Hauptstrom aber trieb in eine riesige Unterwasserhöhle, deren Decke sich wie die Kuppel einer Kirche wölbte. Innerhalb der Höhle wurde das Wasser flacher, und an der Stirnseite lief es sogar in einen seichten Strand aus, über den jemand aufs Trockene gelangen konnte.

Erst wenn der Schwimmer den unterirdischen Höhlensee verlassen hatte, sah er, wie groß dieses Gewölbe wirklich war. Wie große Speere hingen von der Decke die gewaltigen Tropfsteine, und die Wand der Höhle war porös wie ein Schwamm.

Überall gab es kleine Löcher und Eingänge. Stollen, Gänge und Nebenhöhlen addierten sich zu einem gefährlichen Labyrinth, das freiwillig noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte.

Denn wer sich hierher wagte, geriet in Ogurs Reich!

Ogur, ein Monster aus der Vorzeit. Eine gewaltige Echse. Äußerlich ein Scheusal, aber durch die Kraft der Finsternis mit einem Gedächtnis und mit Verstand ausgestattet.

Ogur sammelte die Opfer…

Sein Alter war unbekannt. Oft hatte er Hunderte von Jahren verschlafen, dann wiederum war er erweckt worden, um seine Dienerschaft zu verstärken.

Ogur war unersättlich.

Das Monster lebte in der größten Höhle. Oft war nur die riesige Schnauze zu sehen, die an das Maul eines Drachen erinnerte. Dabei zuckte jedes Mal eine ungeheuer lange, blutrote Zunge hervor, die mit einer klebrigen Schicht bedeckt war, um die Opfer nicht mehr loszulassen.

Ogur war der Hüter der Tiefe, ein Wegbereiter der finsteren Mächte, die irgendwann und irgendwo auch im Meer ihre Stützpunkte errichten wollten und sie zum Teil schon hatten.

Das Bermuda-Dreieck oder die Sargasso-See befanden sich schon zum großen Teil in ihrer Hand. Aber sie wollten auch in den tiefen, unerforschten Seen ihre Orte haben, so wie es früher war, als der Kontinent Atlantis noch existierte. Als Schwarze und Weiße Magie ihre Triumphe feierten und sich die Führer der Dämonen um die Herrschaft in der Tiefe stritten.

Denn auch Ogur hatte einen Mächtigen über sich, auf dessen Befehle er hörte.

Dieser Mächtige war kein geringerer als der Schwarze Tod…

***

Bill Conolly ging etwas zurück. In Sekundenschnelle hatte er sich einen taktischen Plan zurechtgelegt. Er wollte das Monster in das flacherer Gewässer locken, da er dort wesentlich beweglicher war als im tieferen Wasser.

Aber der Fischmensch durchschaute sein Vorhaben.

Dryer warf sich vor.

Bill sah den Körper auf sich zuschnellen und sprang zur Seite. Fast wäre es ihm gelungen, einem Zusammenstoß zu entgehen, aber nur fast. Bill hatte im Schlick keinen so festen Stand, er rutschte aus, fiel ins Wasser, und gleichzeitig prallte der schuppige Körper gegen ihn.

Sofort wurde der Reporter unter die Oberfläche gedrückt. Instinktiv hatte Bill Conolly tief Luft geholt. Als er in die Tiefe gedrückt wurde, kam ihm dies zugute.

Er spürte das Gewicht Dryers auf seinem Rücken und Klauen, die über seine Schultern glitten und nach seinem Hals tasteten. Bill war auf die Knie gefallen. Wenn es dem Monster gelang, ihn nach vorn und damit in den Schlick zu drücken, dann war er verloren.

Der Reporter krümmte den Rücken. Er machte es dem Monster so schwer wie möglich, an seine Kehle zu gelangen. Und die Finger rutschten ab.

Sofort ging Bill Conolly zum Gegenangriff über. Er warf seine Arme

nach hinten, und es gelang ihm, Dryers Haare zwischen die Finger zu kriegen.

Bill Conolly zog mit aller Kraft daran. Er musste sich jetzt beeilen, denn lange konnte er die Luft nicht mehr anhalten.

Auch das Monster musste den Gesetzen der Physik folgen. Es wurde über Bills Kopf hinweggeschleudert, ließ den Reporter los, und Bill gelang es, aufzuspringen.

Hastig riss er den Mund auf und saugte die kühle Luft ein.

Das Wasser vor ihm schäumte, als sich das Monster hoch kämpfte.

Bill Conolly war klar, dass er auf die Dauer keine Chance gegen diesen Unhold hatte. Er konnte ihn verprügeln, so viel er wollte. Fäuste richteten gegen diesen Fischmenschen nichts aus. Er verspürte keine Schmerzen, war also nicht bewusstlos zu schlagen. Und eine Waffe mit geweihten Silberkugeln trug Bill nicht bei sich.

Das Monster drehte sich um. Seine Bewegungen waren heftig, und das Wasser spritzte in Fontänen hoch. Dryer stieß ein drohendes Knurren aus, was Bill gleichzeitig als Angriffssignal erkannte.

Der Reporter griff zu einem Trick.

Er bückte sich, wühlte mit seinen Fäusten im Schlick, bekam das Zeug auch zu packen, stellte sich blitzschnell auf und schleuderte den Matsch gegen das Gesicht des Fischmenschen.

Es klatschte, als die erste Ladung genau auf das linke Auge der lebenden Wasserleiche prallte.

Der Angriff wurde gestoppt. Bill warf die nächste Ladung. Damit traf er das rechte Auge. Jetzt war das Monster blind.

Es brüllte auf, riss die Arme hoch und wollte sich den Matsch aus dem Gesicht reiben. Deckungslos präsentierte es seinen Körper.

Bill hob den Fuß zu einem harten Karatetritt. Er traf.

Die lebende Wasserleiche wurde zurückgeschleudert und versank. Bill wollte nachsetzen, da sah er, dass es nicht mehr nötig war.

Dan Dryer floh.

Mit wilden, beinahe wütenden Kraulstößen schwamm er dem tieferen Wasser entgegen. Waffenlos eine Verfolgung aufzunehmen wäre nichts anderes als Selbstmord gewesen. Deshalb blieb Bill Conolly zurück.

Schwer atmend stand er da und schaute dem menschlichen Ungeheuer nach. Einmal noch drehte sich der Fischmensch um, hob drohend die Faust und stieß einen röhrenden Schrei aus.

Dann verschwand er.

Jetzt erst merkte Bill Conolly, wie sehr er fror. Der kalte Wind fuhr ihm durch die nasse Kleidung, und Bill hatte Angst, sich eine Lungenentzündung zu holen.

Vom Ufer her vernahm er Stimmen.

Die Lichtpunkte einiger Taschenlampen zuckten hin und her.

Einmal tanzte ein Strahl über die Wellen und streifte Bill. Der Reporter hob den Arm und winkte. Dann watete er dem Land entgegen.

Etwa ein Dutzend Menschen hatten sich am Strand versammelt. Unter ihnen erkannte Bill auch Mrs. Blyton, seine Wirtin.

»Mr. Conolly«, rief sie. »Was haben Sie denn gemacht?«

Dieser Frage entnahm Bill, dass die Frau nicht wusste, was geschehen war. Den anderen würde es ähnlich ergehen, und Bill nahm sich jetzt schon vor, zu schweigen oder wenigstens nicht die Wahrheit zu sagen.

Er ging an Land.

Irgendjemand brachte eine Decke, die Bill über die Schulter gehängt wurde. »Was war denn los?«, wurde er gefragt.

»Ich hatte eine kleine Auseinandersetzung.«

»Und was geschah mit Marion?«

»Der Kerl wollte sie wohl vergewaltigen«, antwortete Bill. »Wo ist eigentlich das Mädchen?«

»Dort an der Mauer. Zusammen mit Bob McClure.«

»Danke sehr.« Bill ging hin. Trotz der wärmenden Decke zitterte er plötzlich und musste niesen.

Mrs. Blyton schritt neben ihn. »Hoffentlich holen Sie sich keine Lungenentzündung, Mr. Conolly«, sagte sie besorgt.

Bill winkte ab. »Unkraut vergeht nicht.«

»Das sagen Sie so leicht.«

Die beiden jungen Leute schauten Bill entgegen. Sie saßen eng an die Mauer gepresst. Bob hatte seinen Arm um die Schultern des Mädchens gelegt. Marion presste sich gegen ihn. Sie weinte.

Voller Dankbarkeit schaute der junge Student Bill Conolly an. »Sie haben Ihr Leben für uns riskiert, Bill. Ich möchte Ihnen dafür danken.«

Der Reporter winkte ab. »Machen Sie keine Umstände, Bob. So erfolgreich war ich gar nicht.« Er wandte sich an Mrs. Blyton. »Dürfte ich Sie vielleicht bitten, den jungen Leuten und mir einen heißen Tee zu kochen?«

»Selbstverständlich, Mr. Conolly.« Die Frau ging weg.

Dafür erschienen zwei Polizisten. Die Leute hatten ihnen schon berichtet, was vorgefallen war. Doch sie wollten von Bill Conolly persönlich eine Aussage haben.

Der Reporter gab Marion und Bob rasch einige Verhaltensregeln. »Ich habe gesagt, dass ein Unbekannter Marion vergewaltigen wollte. Bleibt ihr auch dabei. Kein Wort von dem Monster.«

»Okay.« Der Student nickte.

Dann waren die beiden Konstabler da. Grüßend tippten sie gegen ihre Mützenschirme und stellten sich vor.

Der eine hieß Jorris und der zweite McGarden.

Jorris, er war der ältere, übernahm die Befragung.

Bill erzählte die Geschichte von der Vergewaltigung. Er brachte sie so überzeugend vor, dass die Polizisten ihm dies auch abnahmen. McGarden machte sich einige Notizen, und Konstabler Jorris wandte sich dann an das Mädchen.

»Es tut mir leid, Marion, aber auch deine Aussage brauchen wir. Hast du den Mann erkannt?«

Das Girl hob den Kopf. Klatschnass hingen ihr die Haare ins Gesicht.

Sie war ebenso wie ihr Freund in eine Decke eingewickelt. »Nein, Mr. Jorris, ich habe ihn nicht erkannt.«

»Also keiner aus dem Dorf?«

Marion schüttelte den Kopf.

Die Polizisten schienen beruhigt zu sein.

»Fremde«, sagte McGarden. »Sollen wir das Ufer absuchen lassen?«

»Das wird wohl keinen Zweck mehr haben«, erwiderte Bill rasch. »Der See ist so groß, da kann der Kerl überall an Land gehen.«

»Stimmt auch wieder.« Jorris gab dem Reporter Recht. »Sie bleiben doch noch länger, Mr. Conolly?«

»Ja.«

»Dann darf ich Sie bitten, uns morgen aufzusuchen. Wegen der Aufnahme eines Protokolls.«

»Natürlich.«

Die Polizisten grüßten und gingen dann.

Bill atmete auf. Sie hatten keinen Verdacht geschöpft, und das war schon viel wert.

»Die andere Geschichte hätte uns wohl niemand geglaubt, nicht wahr?«, fragte Bob McClure.

»Nein.« Bill schüttelte den Kopf. »Und deshalb werden wir auch bei unserer Erklärung bleiben. So schwer es für Marion auch sein wird.«

Das Mädchen schaute Bill an. »Sie sind Mr. Conolly, nicht wahr?«, fragte sie.

Bill nickte.

»Ich möchte mich bei Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben, bedanken.«

Bill winkte ab. »Das war doch selbstverständlich. Jeder andere hätte das auch getan.«

»Nein, Mr. Conolly. Das ist heutzutage nicht mehr selbstverständlich. Glauben Sie mir, auch ich kenne die Menschen.«

Bill wechselte das Thema und reichte ihr die Hand. »Wenn Sie noch lange hier im Kalten sitzen, werden wir alle krank. Kommen Sie.« Marion ließ sich von dem Reporter hochhelfen, und auch Bob McClure erhob sich.

Die Neugierigen hatten den Strand inzwischen verlassen und waren wieder in ihre Häuser oder Pensionen zurückgekehrt. Am nächsten Tag begannen die ersten Vorläufe, und da wollte jeder dabei sein.

Bill dachte mit Schrecken daran. Wenn das oder die Monster während des Rennens zuschlugen, gab es eine Panik. Aber Bill konnte die Menschen auch nicht warnen. Wer hätte ihm schon geglaubt? Er wäre nur ausgelacht worden. Mit diesen schweren Problemen beladen, ging er zurück zur Pension. Die beiden jungen Leute schritten neben ihm. Bob hatte seinen Arm um Marions Schultern gelegt und sprach leise auf sie ein.

Mrs. Blyton wartete schon. »Ich habe deine Mutter angerufen, Marion«, erklärte sie. »Sie weiß, dass du hier bist.«

»Danke.«

Das Wohnzimmer der Blytons war gemütlich eingerichtet. Die Wirtin berichtete, dass ihr Mann in Glasgow sei und erst morgen zurückkäme.

Dann servierte sie heißen Tee.

Vom Teegeschmack war nicht mehr viel übrig geblieben. Der Rum überdeckte alles.

Er tat gut.

Nachdem sie die ersten Gläser geleert hatten, brachte Mrs. Blyton andere Kleidungsstücke. Sie hatte auch was für Marion gefunden. Bill zog sich auf seinem Zimmer um.

Danach trafen sie sich wieder zur zweiten Tasse Tee.

Die Wirtin saß dabei. »Es ist schlimm, wenn die vielen Fremden in den Ort kommen«, sagte sie und entschuldigte sich gleich darauf bei dem Reporter.

Bill winkte ab. »Ich weiß ja, wie's gemeint ist.«

Zehn Minuten später trennten sie sich. Bob McClure brachte Marion nach Hause.

Bill lächelte zum Abschied.

»Kopf hoch«, sagte er optimistisch. »Morgen trifft mein Freund John Sinclair hier ein. Dann haben wir Verstärkung.«

Bob schaute skeptisch. »Glauben Sie denn, dass er es schafft?«

»Wenn es einer packt«, erwiderte Bill, »dann nur John Sinclair.«

Doch auch mit dieser Antwort konnte er nicht die Zweifel des jungen Mannes beseitigen.

***

Sind Sie schon einmal mit dem Wagen durch Schottland gefahren, liebe Leser?

Wenn ja, und Sie haben Zeit gehabt, phantastisch. Sie erleben ein wunderbares Panorama, fahren durch eine Landschaft, die in ihrer Art einmalig ist.

Ich denke nur an die zahlreichen Seen, die einsame, versteckt liegende Bergtäler ausfüllen und zum Baden einladen. Dann gibt es die auch auf dem Festland bekannten Frühstückspensionen, in denen man

preiswert und gut übernachten kann.

All das kann der Tourist erleben, wenn er Zeit hat.

Ich hatte sie nicht.

Und für mich wurde der Trip nicht gerade zu einem Vergnügen.

Bis Glasgow konnte ich den Motorway nehmen. Dann aber musste ich über die Berge.

Es gab Straßen, aber die waren schmal und kurvenreich. Sie führten über karstige Höhenzüge, dann wieder durch romantische Täler, überquerten reißende Gebirgsflüsse und führten durch kleine Ortschaften.

Zum Glück hatte ich mir den Weg auf der Karte gut angesehen, sodass ich mich nicht verfuhr.

Ich war froh, als die Grampian Mountains, an die ich einige unangenehme Erinnerungen hatte, hinter mir lagen.[2] Inzwischen setzte die Morgendämmerung ein. Ich war nicht die ganze Nacht durchgefahren, sondern hatte eine Stunde im Wagen geschlafen. Dieses kurze Entspannen erfrischte ungemein, danach fühlte ich mich wieder fit.

Und weiter ging's.

Nach Überquerung der Grampian Mountains hielt ich mich mehr nordwestlich. Loch Morar lag direkt an der Küste. Ein kaum zehn Meilen langer Uferstreifen trennte den See vom Meer.

Auf einer schmalen Straße fuhr ich weiter. Die aufgehende Sonne kam von rechts, das Wetter hatte sich – o Wunder – gebessert. Der Wind fegte den Himmel frei von Wolken. Die Sonne schien förmlich in einer gewaltigen Lichtaura zu explodieren und schleuderte ihre Strahlen durch die getönten Scheiben meines Wagens.

Ich erreichte den Ort Kinlochleven. Von hier aus waren es noch ungefähr vierzig Meilen bis zu meinem Ziel.

Pause.

In einem kleinen Gasthof frühstückte ich. Ich aß Schinken, Ei und dazu deftiges, selbstgebackenes Brot. Alles schmeckte mir vorzüglich. Der leicht bittere Kaffee weckte meine Lebensgeister, und die Wirtin freute sich, als sie meinen Appetit sah.

Ich blieb noch für die Zeit von zwei Zigarettenlängen sitzen und trank die Tasse leer.

Dann ging es weiter.

Eine Fähre brachte mich über den Loch Linche, einen fjordartigen Einschnitt, der weit in das Innere des Landes hineinragte.

Die Überfahrt kostete Zeit.

Ich verließ den Wagen und genoss das phantastische Bergpanorama. Klar und deutlich lag das waldreiche Nordufer vor mir. In den Tälern hingen noch Nebelreste, die von den immer stärker werdenden Sonnenstrahlen langsam weggedampft wurden.

Außer meinem befanden sich noch zwei Wagen auf der Fähre. Sie gehörten Touristen, deren Kameraverschlüsse ununterbrochen klickten.

Fünfundvierzig Minuten später rollte der Bentley weiter. In Kinlochleven hatte ich getankt, und mit der Spritfüllung erreichte ich auch Seaground am Loch Morar.

Waren die anderen Orte, die ich durchfahren hatte, verschlafen, so fiel mir hier die Geschäftigkeit und der Trubel auf. Auf einem Plakat hatte ich gelesen, dass mit dem heutigen Tag die Rennwoche starten würde, und darüber war ich gar nicht glücklich.

Ich bugsierte den Bentley durch die engen Altstadtstraßen und erreichte bald den Strand, wo ich meinen Wagen auf dem Parkplatz abstellte. Dort stand auch Bills Porsche.

Er hatte mir die Pension genannt, in der er abgestiegen war. Etwas steif kletterte ich aus dem Bentley, schlenkerte ein paarmal meine Glieder und reckte mich.

Gemächlich schlenderte ich auf die Pension zu.

Nach meinem Klingeln öffnete eine Frau, die sich als Mrs. Blyton vorstellte. Kaffeeduft kitzelte meine Nase, und ich verspürte wieder so etwas wie Hunger.

Ich sagte meinen Namen.

Über das Gesicht der Wirtin glitt ein Lächeln. »Ihr Freund Mr. Conolly wartet bereits auf Sie, Mr. Sinclair. Kommen Sie doch herein.«

Bevor ich das Haus betrat, fragte ich: »Wie sieht es denn mit einem Zimmer für mich aus?«

Mrs. Blyton hob bedauernd die Schultern. »Sorry, Mr. Sinclair, es ist alles belegt. Allerdings könnte ich Ihnen noch eine Liege in Mr. Conollys Zimmer stellen. Wenn Ihnen damit geholfen ist…?«

»Das glaube ich schon.«

»Gut, dann lasse ich das sofort in Ordnung bringen.«

Bill war auf seinem Zimmer. Als er mich sah, hüpfte er vor Freude von der Bettkante, auf der er gesessen hatte.

»Mensch, John, dass du so schnell gekommen bist…«

»Kein Weg ist mir zu weit, um dich zu sehen, mein Lieber«, erwiderte ich.

»Ach, hör auf.«

Mrs. Blyton hatte sich diskret zurückgezogen.

Bill deutete auf den einzigen Stuhl. »Nimm Platz.«

Ich setzte mich und stützte mein Gesicht in beide Hände. »Und?«

Bill legte los. Er berichtete haarklein, und ich merkte schon nach seinen ersten Worten, dass es wirklich kein Fehler gewesen war, hierher zu kommen. »Was sagst du dazu, John?«, fragte er.

»Nicht viel. Ich schlage vor, wir leihen uns ein Boot und fahren den See einmal ab.«

»Einverstanden.«
»Noch etwas«, sagte ich. »Sind Sheila und Jane eigentlich schon eingetroffen?«
Bills Augen wurden groß. »Was? Die wollen auch kommen?«
»Ja. Du hast Sheila doch angerufen.«
»Ich habe ihr aber nicht gesagt, dass sie nachkommen soll.«
»Dann kennst du deine Frau nicht.«
Bill Conolly schlug in gespielter Verzweiflung die Hände über dem Kopf zusammen. »Das kann ja heiter werden!«, rief er.

***

Ogur wurde unruhig!
Er, der sich selbst gern als Schrecken der Tiefe bezeichnete, hockte in seiner Höhle und konnte nichts tun. Die Zeit zum Einschreiten war noch nicht reif, außerdem hatte der Schwarze Tod es ihm verboten.
Aber er brauchte Opfer. Denn jedes Menschenleben stärkte seine eigene Kraft.
Mit seinen feinen, sensiblen Sinnen, die wie Antennen ausgerichtet waren, spürte er, dass sich an der Oberfläche des Sees etwas tat. Dort waren Menschen, zahlreiche Menschen sogar. Potentielle Opfer für ihn und seinen Machtrausch.
Nervös fuhr die Zunge aus seinem weit aufgerissenen Echsenmaul. Sie glitt durch die Höhle und peitschte ein Stück aus dem Ausgang hervor, wo sie wie ein lederner Riemen über das flache Ufer fuhr.
Seine Diener zuckten erschrocken zurück. Sie hatten sich am Wasser versammelt und warteten ebenfalls auf das Zeichen.
Es war eine halbe Kompanie, die Ogur um sich geschart hatte. Lebende Wasserleichen, Zombies, einer schrecklicher als der andere.
Manche waren schon Jahrhunderte alt und vegetierten in einem Zustand zwischen Leben und Tod.
Bis heute hatte noch niemand ihr Versteck entdeckt. Sorgfältig hatte Ogur und mit ihm der Schwarze Tod dieses Geheimnis gehütet. Doch jetzt, da Myxin, der Magier, erwacht war, musste er seine Armee zeigen. Myxin, seit Atlantis der größte Feind des Schwarzen Tods, war erweckt worden und rüstete zum Kampf.
In den Dimensionen des Grauens hatten sich bereits schlimme Kämpfe abgespielt. Jeder hatte seine Heerscharen eingesetzt, und bisher war der Kampf unentschieden ausgegangen.
Doch jetzt wollten die beiden Erzfeinde ihre Auseinandersetzung auf die Erde verlagern.
Auch Myxin versammelte seine Getreuen. Seine Diener setzten sich ebenfalls aus Zombies zusammen, und vor nicht allzu langer Zeit wäre es ihm fast gelungen, die Toten eines großen Friedhofs zu erwecken.
Doch das war im letzten Moment vereitelt worden.[3]

Wie der Kampf auch ausging, eins war klar: Wenn sich die Auseinandersetzung auf der Erde abspielte, würden immer Menschen mit hineingezogen werden.

Und das war schlimm.

Doch darüber dachte Ogur nicht nach. Sein Gedankenkreis führte nicht so weit, er wollte vielmehr seinen Trieb befriedigen, der immer stärker wurde. Früher hatte er sich oft Jahre mit einem Opfer begnügt, dem er die Seele nehmen konnte.

Heute jedoch mussten es mehr sein.

Seine Diener brachten ihm nicht genug, deshalb hatte Ogur den Entschluss gefasst, sich selbst auf die Suche nach Beute zu begeben.

Er verließ die Höhle.

Ein furchterregendes Fauchen kündigte seine Ankunft an. Wieder sprang die blutrote Zunge vor. Der gewaltige Echsenkörper zitterte, als er die Höhle verließ und sich dann in das Wasser des unterirdischen Sees warf.

Wellen gischteten hoch, als das urwelthafte Monster eintauchte, dann jedoch mit beinahe eleganten Bewegungen in das Höhlensystem schwamm, den Hauptkanal nahm und sich stetig gegen den Strom ankämpfend dem Ausgang näherte.

Langsam wurde das Wasser heller.

Ogur näherte sich seinem Ziel.

Eine letzte Bewegung mit seinem langen kammähnlichen Schwanz noch, und er tauchte in den See hinein.

Sein gewaltiger Körper schoss auf die Seemitte zu und näherte sich langsam der Oberfläche.

Während in Seaground die letzten Vorbereitungen für das Rennen liefen, lauerte in der Tiefe des Loch Morar bereits das Verhängnis…

***

Purdy und James O’Connor waren nicht nur seit acht Jahren ein Ehepaar, sie hatten auch ein gemeinsames Hobby.

Motorboot-Rennen!

Das Ehepaar gehörte zu dem Personenkreis, die auch bei den Vorbereitungen mitgemischt hatten. Kurz vor dem Rennen wollten sie noch einmal die Strecke abfahren, die Wendeboje kontrollieren und auch sonst danach Ausschau halten, ob die Strecke frei war. Denn herumschwimmendes Treibgut konnte bei einer Kollision mit einem der Rennboote tödliche Folgen haben.

Das sollte vermieden werden.

Die beiden sprachen noch einige Worte mit dem Veranstalter. Der Mann hieß Ryan McNeal und leitete das Rennen schon im fünften Jahr.

McNeal, ein Mann in den Fünfzigern, gab die letzten Instruktionen.

»Wir werden erst das Startzeichen geben, wenn ihr wieder zurückkehrt.«

»Okay.« James O’Connor nickte. Er war ein Sporttyp, hatte flachsblondes Haar, und auf seiner Oberlippe wuchs ein buschiger Bart. Purdy war das genaue Gegenteil ihres Mannes. Klein und zierlich, aber in ihrem Körper steckte eine Kraft, die man ihr kaum zugetraut hätte.

Beim Segeln konnte sie sie immer wieder unter Beweis stellen.

O’Connor hatte bereits in dem kleinen, aber ungeheuer schnellen und schnittigen Rennboot Platz genommen. Auf dem Beifahrersitz nahm seine Frau Platz. James wollte steuern.

Er steckte den Zündschlüssel ins Schloss, drehte ihn, und der Motor kam sofort.

»Ein satter Sound, nicht wahr?«, rief die dunkelhaarige Purdy noch, wurde aber ruhig, als ihr Mann das Gas durchtrat und sie in den Sitz gepresst wurde. Das Boot war sehr leicht gebaut. Manche sagten, zu leicht für die hohe Geschwindigkeit, die es erreichte, und es mussten schon Könner sein, die es steuerten.

James O’Connor war solch ein Könner.

Fest hielt er das Steuerrad umklammert, er wirkte aber trotzdem nicht verkrampft, sondern saß locker im Sitz, auf seinen Lippen lag ein Lächeln. James O’Connor genoss die Fahrt.

Er fuhr einen Bogen und drosselte dabei die Geschwindigkeit ein wenig. Wellen liefen quer an, klatschten gegen den Rumpf, wurden hochgeschleudert, und die Spritzer bedeckten die Sichtscheibe aus Kunststoff über dem Armaturenbrett.

James O’Connor fuhr auf die Startlinie zu. Zwei auf dem Wasser schwimmende Bojen markierten sie. Fast im Leerlauf ließ James O’Connor das Boot heran treiben.

Er schaute zum Ufer zurück und sah, dass Ryan McNeal die Fahne hob. Dann ließ er den Arm sinken.

James gab Gas.

Das kleine Boot vollführte einen regelrechten Satz. Es wurde am Heck tief ins Wasser gedrückt, während sich der Bug hob. Wie ein Ball hüpfte das Boot auf den Wellen, einen langen, weißen Gischtstreifen hinter sich herziehend. Fontänenartig spritzte das Wasser zu beiden Seiten weg. Die Wellen wurden vom Bug zerschnitten, und die in den See fallenden Strahlen der Morgensonne ließen zahlreiche Wellenkämme aufblitzen.

Der Wind hatte nachgelassen. Tiefblau schimmerte der Himmel. Die Luft war zwar kühl, dafür jedoch rein und klar. Herrlich zu atmen. Eine Wohltat für nikotingeschwängerte Großstadtlungen.

Gischtwolken sprühten über das Boot. Sie erinnerten an einen durchsichtigen Schleier. Es störte das Ehepaar nicht, dass es nass

wurde. Sie trugen Anoraks, und Purdy hatte sich zusätzlich noch ein Tuch um den Kopf geschlungen. James lachte seine Frau an. »Na, wie gefällt dir das?«, rief er gegen den Motorenlärm an.

»Einfach irre.«

»Und wie.«

Sie rasten weiter. James gab noch etwas mehr Gas. Ganz konnte er das Pedal nicht durchdrücken, dazu war der See nicht ruhig genug. Auch kleinere, querlaufende Wellen hätten es leicht zum Kentern gebracht. James war zwar ein mutiger und ausgezeichneter Rennfahrer, aber er ging nie unter ein gewisses Sicherheitslimit.

Purdy stellte die beiden großen Wischer ein, da die Scheibe zusehends mehr beschlug.

Durch die Halbkreise hatten sie eine gute Sicht.

Sie fuhren etwa auf der Seemitte, durchschnitten das Wasser von Osten nach Westen.

Purdy deutete nach vorn. »Dort ist schon die Wendeboje!«, rief sie. »Du hast es in Rekordzeit geschafft. Nimm etwas Geschwindigkeit zurück, James.«

»Okay, okay.«

James wollte es genau wissen. Er fuhr noch voll aus. Das Boot schoss vorwärts und schien über das Wasser zu fliegen. Dann aber ging der Fahrer abrupt vom Gas.

Die Geschwindigkeit trieb Purdy und James nach vorn, dann aber wurden sie wieder zurückgedrückt. Fast gemütlich fuhr das Boot die letzten Yards und näherte sich der knallroten Wendemarke.

Vom Startplatz war nichts mehr zu sehen. Seaground lag in einer kleinen Bucht. Nur weit entfernt auf der anderen Seeseite schimmerten die Dächer von Mallaig, einer anderen Ortschaft. James O'Connor ging hart backbord. Er zog das Boot so scharf herum, dass es fast umkippte und seine Frau einen leisen Schrei ausstieß. »Pass doch auf.«

James lachte nur.

Es war das letzte Mal in seinem Leben, dass er lachte, denn nun befanden sie sich fast genau über der Stelle, wo das Monster lauerte.

James wollte gerade wieder Gas geben, da sie die Wendemarke passiert hatten, als es geschah. Purdy bemerkte es zuerst.

»Moment, James«, sagte sie. »Da, schau…« Sie wies mit dem rechten Arm nach vorn.

Jetzt entdeckte auch James O'Connor den Strudel, der sich etwa zwanzig Yards vor ihnen gebildet hatte und trichterförmig in die Tiefe wuchs.

»Eine Untiefe«, sagte der Mann und ließ das Boot noch langsamer fahren.

»Aber die war vorhin noch nicht da«, meinte Purdy. »Da haben wir

sie vielleicht nicht entdeckt.«

»Doch, ich habe die Wasserfläche genau abgesucht. Ich hätte sie bestimmt gesehen, glaub mir. James, da stimmt etwas nicht!«

Purdy stellte sich aufrecht, was in dem engen Cockpit des Bootes gar nicht so einfach war, aber so konnte sie besser sehen.

»Ich steuere backbord vorbei«, sagte James.

»Okay.« Purdy beobachtete den Strudel, der auf einmal nicht mehr vorhanden war. Stattdessen schäumte das Wasser auf. Urplötzlich entstand ein riesiger Wellenberg.

Mit einem Schrei auf den Lippen fiel Purdy in den Sitz zurück. Und dann packte sie das nackte Entsetzen.

Aus dem Wellenberg heraus schälten sich die Umrisse einer riesigen Gestalt. Die eines Monsters.

Turmhoch wuchs das Biest neben dem kleinen Boot auf. Es war eine Mischung zwischen Riesenfisch, Echse und Drache. Drohend präsentierte sich das weit aufgerissene Maul mit den spitzen Fangzähnen und dem gierigen Schlund. Eine armdicke, riesenhafte Zunge schoss plötzlich aus dem Maul hervor, peitschte über die beiden Menschen hinweg, klatschte so hart ins Wasser, dass die Wellen über die Bordwand schwappten, und umwickelte dann blitzschnell das Boot. Purdy schrie.

Es nutzte nichts.

Sie, ihr Mann und das Boot wurden hochgehoben, als wären sie nur ein Spielzeug. Urplötzlich schwebten sie in der Luft.

Die Zunge fuhr zurück, und das Boot mitsamt seinen Insassen näherte sich dem weit aufgerissenen Maul.

Purdy klammerte sich an ihrem Mann fest.

»James, James!«, kreischte sie immer wieder in panischem Entsetzen, während sich ihr Mann an der Schutzglasverkleidung festhielt und vor Grauen keinen Ton herausbrachte.

Er wusste nur eins. Wenn nicht ein Wunder geschah, war dies das Ende. In Sekundenbruchteilen schoss ihm all das durch den Kopf, was er über die Sagen und Legenden gehört hatte, die sich mit Loch Morar befassten.

Da war von Ungeheuern die Rede, von Albtraummonstern und legendären Riesengestalten.

James O’Connor hatte immer darüber gelacht, doch nun war er auf eine schreckliche Art und Weise eines Besseren belehrt worden.

Seine Frau schrie noch immer, aber selbst durch ihr Schreien war das Knirschen von Metall zu hören.

Das kleine Boot brach auseinander. Es hatte der Kraft des Monsters nichts entgegenzusetzen. Ogur aber triumphierte.

Jetzt hatte er nicht nur ein Opfer, sondern zwei. Zwei Seelen für ihn. Seine Kraft würde wachsen…

Wie winzig und klein diese Menschen doch gegen ihn waren. Und dabei oft so arrogant. Sie lachten, wenn über die Ungeheuer der Tiefe gesprochen wurde. Das sollten sie büßen.

In einem plötzlichen Wutanfall ließ Ogur das Motorboot mit seinen Insassen fallen.

Alles ging blitzschnell.

James und Purdy O'Connor fanden keine Zeit mehr, nachzudenken oder sich mit der neuen Situation vertraut zu machen. Sie wussten plötzlich nicht mehr, wo oben noch unten war. Dann klatschte das Boot auf die Oberfläche des Wassers.

Purdys Schrei endete abrupt. Wie ein Stein sank die Frau in die Tiefe.

Ihr Mann schoss noch einmal an die Oberfläche. Er hatte wie durch ein Wunder bis jetzt überlebt.

Dann aber war plötzlich die widerliche Zunge da. Wie eine Seeschlange schnellte sie auf ihn zu, und bevor er sich versah, umwickelte sie seinen Körper.

Ein Ruck, und das Wasser schlug über ihm zusammen.

James hatte keine Chance. Er schlug noch ein paarmal hilflos um sich, dann folgte die verzehrende Schwärze, die alles verschlang und James O'Connor nie mehr loslassen würde…

***

Noch bevor wir den Bootsverleih aufsuchen konnten, erhielten wir Besuch. Marion Mitchell und Bob McClure trafen ein.

Bill machte mich mit den beiden jungen Leuten bekannt, die mir sofort sympathisch waren.

»Wir könnten in irgendein Lokal gehen und dort etwas trinken«, schlug ich vor. »Das Zimmer ist doch für vier Personen ein wenig zu eng.«

Wir verließen die Pension. Mich wunderte es, dass sich die beiden Frauen noch nicht hatten blicken lassen, aber sie würden bestimmt im Laufe des Tages eintreffen. Über den Augen verspürte ich einen leichten Druck. Ein Zeichen, dass ich in der vergangenen Nacht zu wenig Schlaf bekommen hatte. Am Strand hatten sich zahlreiche Menschen versammelt. Soeben fuhr knatternd ein Motorboot ab. Es rauschte der Seemitte entgegen und zog eine lange, helle Gischtfahne hinter sich her.

»Das ist das Ehepaar O'Connor«, erklärte Bob. »Sie fahren noch einmal die Rennstrecke ab und prüfen nach, ob alles okay ist.«

Ich nickte und wandte mich dann an Bill. »Wie ich dich kenne, hast du schon einige Lokale hier entdeckt.«

Bill grinste. »Nur eins.«

Plötzlich hatte Marion Mitchell eine Idee. »Wir sollten das Vergnügen noch etwas verschieben«, sagte sie.

»Und warum?«, fragte Bob erstaunt.
Marion gab eine gescheite Antwort. »Ich habe in der Nacht lange nachgedacht und bin sogar zu einem Ergebnis gekommen.« Sie zeigte mit dem Finger über ihre Schulter auf den See. »Jede Tat hat eine Vorgeschichte, und auch diese Monster sind nicht von ungefähr aufgetaucht. Es muss ein Motiv geben, einen Grund. Und den müssen wir eben herausfinden.«
»Völlig deiner Meinung«, erwiderte Bob. »Nun brauchst du nur noch zu sagen, wer etwas über das Motiv weiß.«
»Der alte McBower«, antwortete sie spontan.
Jetzt war Bob überrascht. Wir lasen es an seinem Gesicht ab.
»Hat Ihre Bekannte Recht?«, fragte ich.
Bob McClure knetete sein Kinn. »Wenn ich es mir recht überlege, schon«, gab er zu.
»Dann nichts wie hin!«, rief Bill. Wir gingen los.
Bob und Marion hatten die Führung übernommen. Der alte McBower wohnte außerhalb der Stadt, ziemlich dicht am Seeufer in einem blockhausähnlichen Gebäude.
Das Haus war von hohen Bäumen und dichtem Unterholz umgeben, und es führte nur ein schmaler Pfad zur Eingangstür.
»Wovon lebt der Mann?«, fragte ich, als wir die Straße verlassen hatten.
Bob warf einen Blick über die Schulter. »Vom Fischfang, wie ich hörte. Er hilft aber auch manchmal bei den Handwerkern aus. Es geht ihm nicht schlecht.«
Wir blieben vor der Tür stehen. Eine Klingel gab es nicht, und Bob McClure klopfte.
Es dauerte einige Zeit, bis der Alte öffnete. Dann lugte uns ein stoppelbärtiges Gesicht durch den Türspalt an.
»Vier Leute!«, rief McBower erstaunt. »Was ist denn los am frühen Morgen?«
»Dürfen wir eintreten?«, fragte Bob.
»Meinetwegen. Wenn euch die Unordnung nicht stört.«
»Ganz gewiss nicht.«
Der Alte öffnete, und wir betraten sein Haus. Eine Mischung aus muffigem Kleidermief und Whiskydunst schlug uns entgegen. Zum Glück hatte ich schon gefrühstückt.
»Ich werde mal lüften«, sagte McBower und öffnete ein Fenster. Er streifte sich eine Art Kittel über sein graues Unterhemd.
Auf dem Tisch stand sein Frühstück. Speck und Brot. Neben dem Brett lag eine leere Whiskyflasche.
Der Alte grinste verschmitzt, als er unsere erstaunten Blicke bemerkte. »Kaffee hat mir der Arzt verboten«, sagte er.
Ich musste lachen. Der Knabe gefiel mir. Er war ein Original. Den

Schlafraum verdeckte ein Vorhang nur zur Hälfte. Ich sah ein zerwühltes Metallbett. Stühle gab es nicht genügend, und so nahmen Bill und ich auf einer Bank am Ofen Platz.

»Jetzt bin ich aber gespannt«, sagte der Alte und frühstückte weiter, indem er Speckstreifen abschnitt und sie sich in den zahnlosen Mund stopfte.

Bob McClure übernahm die Gesprächsführung. Und er legte die Karten auf den Tisch. Er erzählte, was ihm und dem Mädchen widerfahren war, und der Alte nickte dazu weise.

Er zeigte sich nicht einmal erstaunt, sondern sagte nur immer wieder: »Ihr habt mir nie glauben wollen, ihr jungen Hechte. Erst wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, kommt ihr zu mir, aber dann ist es meistens zu spät.«

»Du musst uns helfen, McBower«, drängte Bob.

Der Alte hob die Schultern.

»Bitte«, sagte Marion Mitchell.

McBower schaute Bill und mich an. »Wer seid ihr denn?«, fragte er direkt.

»Wir kommen aus London«, stellte ich uns vor. Ich erzählte, welchen Job ich hatte, und in den Augen des Alten blitzte plötzlich ein reges Interesse auf.

»Dann sind Sie ja eine Art Gespenster- oder Geisterjäger, Mister.«

Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. »Genau, Freund.« McBower lachte kichernd. »Endlich werdet ihr vernünftig, ihr Ignoranten«, sagte er und schob sich wieder einen Streifen Speck in den Mund. Dann wischte er seine Lippen am Ärmel des Unterhemds ab und lehnte sich zurück.

Bob McClure wurde ungeduldig. »Was ist? Willst du uns nun helfen – ja oder nein?«

»Womit?«

»Wir wollen die Vorgeschichte des Falles hören«, mischte sich Bill Conolly ein. »Wenn wir die kennen, können wir unter Umständen herausfinden, wer hinter der Sache steckt und wie wir den Unbekannten bekämpfen können.«

»Und ihr meint, ich wüsste das?«

»Ja«, sagte Bob McClure. »Deshalb sind wir ja zu dir gekommen, Alter.«

McBower stand auf. »Ihr habt schon richtig gedacht, ihr Schlauberger, aber ich allein kann euch nicht helfen, da müssen wir schon zu meinem Freund Slocum.«

»Zum Küster?«, fragte Marion erstaunt.

»Ja.«

»Ach herrje.«

»Was ist?«, fragte ich. »Haben Sie etwas gegen den Mann?«

Marion Mitchell schüttelte sich. Sie bekam sogar eine Gänsehaut. »Der Typ ist komisch. Wirklich. Ein beinahe widerlicher Kerl.«
»Aber er ist Küster«, widersprach ich.
»Die Glocken kann auch ich läuten.«
Ich schaute Bob McClure an. »Wir dürfen auf Marion nicht hören. Sie ist voreingenommen.«
Das Mädchen sprang auf. »Ich gehe zu dem Kerl nicht hin.«
»Dann bleibst du eben im Dorf.«
»Das mache ich auch.«
»Warum streitet ihr?«, fragte der alte McBower. »Wollt ihr die Vorgeschichte nun hören oder nicht?«
»Ja«, sagte ich und stand auf.
»Dann müssen wir jetzt gehen. Sonst wird es zu spät, denn gegen Mittag läutet er die Glocken.«
Wir verließen das Haus, nachdem sich der alte McBower noch eine Jacke übergezogen hatte. Die Luft draußen empfand ich als die reinste Wohltat. Bevor wir gingen, trat Marion dicht an mich heran. »Der Küster ist ein Säufer!«, zischte sie mir ins Ohr. »Geben Sie Acht.«
»Danke für die Warnung«, erwiderte ich leise und folgte den anderen.

***

Ryan McNeal, der Rennleiter, wurde langsam ungeduldig. Immer wieder schaute er auf seine Uhr. »Eigentlich müssten sie schon zurück sein«, sagte er.
Der Mann blickte sich um.
Die Teilnehmer der Rennen hatten sich bereits versammelt. Und auch die ersten Zuschauer waren aufgetaucht. Die Presse war ebenfalls vertreten, und zur Endausscheidung, die am morgigen Tag stattfinden sollte, war auch das Fernsehen eingeladen.
Man war gespannt.
Dreißig Minuten bis zum Start.
McNeal wurde langsam sauer. »Ich gebe Ihnen noch fünf Minuten. Wenn sie bis dann nicht zurück sind, nehme ich mir selbst ein Boot und sehe nach.«
»Vielleicht hatte der Motor einen Defekt«, meinte Clive Thomas, sein Stellvertreter. Er war ein Mann mit dicker Hornbrille und sah aus wie Woody Allen.
»Ja, vielleicht.« McNeal ließ den Mann stehen und schritt näher ans Ufer. Dort hatte er einen noch besseren Blick auf den See. Sie hatten die Hälfte des Gewässers gesperrt, außer dem des Ehepaars O’Connor war kein weiteres Boot mehr auf dem Wasser.
Er sah das Boot nicht.
Ryan McNeal schlug auf seine linke Handfläche. Er war sauer. Sie konnten nicht starten, bevor die O’Connors nicht zurück waren. Eine

verdammte Situation.

Der Starter schaute zu ihm herüber. Er war ein neutraler Mann und kam aus Glasgow.

McNeal hob die Schultern. Der Starter lächelte.

»Grins nur, du Bock«, murmelte McNeal und ging wieder zu seinem Assistenten zurück.

Der Woody-Allen-Verschnitt schaute ihm entgegen. »Und?«, fragte er. »Was gesehen?«

»Nein.«

»Was machen wir denn jetzt?«

Ryan McNeal schnaufte. »Was wir machen? Ganz einfach. Ich schnappe mir selbst ein Boot und fahre auf den See hinaus. Und damit lege ich die Verantwortung in deine Hände, Clive. Sorg dafür, dass es hier keine Panik gibt oder was weiß ich. Alles muss seine Ordnung haben.« McNeal lächelte und klopfte Thomas gegen seine mageren Wangen.

Dann verschwand er.

McNeal hinterließ einen nervösen Assistenten, der es wirklich schwer hatte, seinen Boss zu vertreten, denn Thomas wusste selbst, dass er nicht ernst genommen wurde.

Um solche Probleme kümmerte sich McNeal jedoch nicht. Er saß bereits in einem der Rennboote, die der Streckenleitung gehörten, und startete.

In einem weiten Bogen rauschte Ryan McNeal auf den See hinaus.

Er umfuhr die Bucht und rechnete eigentlich damit, das Boot der O'Connors zu sehen, aber das war nicht der Fall.

Wie leergefegt lag die Wasserfläche vor ihm. Das Westufer war nicht zu erkennen. Es verschwamm im Dunst. Von O'Connors Boot war ebenfalls nichts zu sehen.

Und nun begann sich auch Ryan McNeal Sorgen zu machen. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Die O'Connors waren zuverlässig und galten als große Rennsportfans. Nie wären sie ohne einen Grund zurückgeblieben. Nein, da musste etwas passiert sein.

Ryan McNeal sah bereits das leuchtende Rot der Wendeboje. Er fuhr aber noch weiter und schaute dabei nicht nur nach vorn, sondern auch nach rechts und links.

Da sah er auf der Wasseroberfläche etwas blitzen.

Ryan McNeal gab etwas mehr Gas und fuhr einen weiten Kreisbogen, um an die betreffende Stelle zu gelangen.

Plötzlich wurden seine Augen groß.

Das Teil, das dort einen Sonnenstrahl blitzend zurückwarf, gehörte zu einem Boot.

Ryan McNeal war sich sicher. Es war ein Teil der Bordwand mit einem Metallstreifen darauf. Und McNeal war das Boot der O'Connors

sehr gut bekannt.

Ein schwerer Klumpen schien plötzlich in seinem Magen zu sitzen. Auf einmal drehte sich alles vor seinen Augen. Die Wahrheit traf ihn hart.

Das Boot der O'Connors war gesunken!

In der Nähe schwammen noch weitere Wrackteile auf der Oberfläche. Ryan McNeal machte sich erst gar nicht die Arbeit, das Zeug aus dem Wasser zu holen. Mit Vollgas jagte er zum Startplatz zurück, wobei sein Boot wie eine Rakete über das Wasser zischte. Und schon während dieser Fahrt dachte McNeal darüber nach, wie es dazu kommen konnte, dass das Boot der O'Connors gesunken war.

Aber er fand keine Erklärung…

***

Nach einer Erklärung suchten wir auch. Und deshalb waren wir auf dem Weg zu diesem Küster.

Wir gingen durch schmale Gassen und stiegen enge Treppen hoch, die manchmal durch rostige Eisengeländer gesichert waren. Die Kirche lag am Berg, und direkt beim Gotteshaus sollte auch der Küster wohnen, der uns angeblich mehr sagen konnte.

Der etwas beschwerliche Weg mündete auf einem kleinen Kirchplatz. Links davon sah ich den Friedhof von Seaground am Hang liegen. Die Gräber sahen gepflegt aus, wie auch das Gotteshaus selbst mit seinen dicken Mauern und den schmalen, langen Fenstern, in denen buntes Bleiglas schimmerte.

McBower führte uns an der Kirche vorbei und über einen schmalen Weg auf ein rotes Ziegelsteinhaus zu, das neben einer Gruppe von mächtigen Platanen fast klein wirkte.

»Dort wohnt der Knabe«, sagte McBower.

Bald standen wir vor der Tür, und der alte McBower klingelte. »Hoffentlich ist der Küster nicht besoffen«, flüsterte mir Bob McClure ins Ohr.

Ich hob die Schultern.

Der Küster öffnete.

Er zog die Tür ganz auf, damit er sich an ihr festhalten konnte, denn er hatte getrunken.

»Kommt rein, Freunde!«, lallte er. »Und trinkt einen mit. Ich lade euch ein.« Wir schauten uns an. Und auf unseren Gesichtern stand wohl zu lesen: Von dem bekommen wir keine Auskünfte.

Der Küster grinste über sein Vollmondgesicht. »Ah, McBower, du alter Schluckspecht. Rein zu mir. Wir wollen einen…«

Bob McClure drehte sich um. »Es hat wohl keinen Zweck«, sagte er, »dass wir uns mit ihm unterhalten.«

»Wer ist dann zuständig?«, fragte ich.

»Moment noch«, sagte McBower und drückte die Tür auf. Der Küster wollte protestieren, doch der Alte ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. Wir hörten ihn im Haus rumoren, und der Küster zeterte, was McBower überhaupt nicht kümmerte.

Er räumte im Haus auf.

Als er zurückkam, strahlte sein Gesicht. Triumphierend hielt er ein altes, in Leder gebundenes Buch hoch. »Ich wusste doch, dass der alte Säufer Aufzeichnungen besitzt. Er zeigte sie mir, als wir einen zusammen hoben.«

»Gib her!«, rief der Küster und wollte McBower das Buch aus der Hand reißen.

Der jedoch ging geschickt zur Seite, und der Küster fasste ins Leere.

»Los, wir verschwinden wieder«, sagte der Alte. Er kümmerte sich nicht um das Geschrei des Küsters, der uns als Diebe und Einbrecherpack titulierte.

Bob rief noch über die Schulter zurück. »Vergiss nur nicht zu bimmeln, du versoffener Strick.«

»Halts Maul!«

Bob lachte.

Diesmal gingen wir tatsächlich in ein Lokal. Wir fanden eine gemütliche Ecke und setzten uns um einen ovalen Tisch. Als Getränk bestellten wir Mineralwasser. Der Wirt guckte zwar dumm, doch das war uns egal. Bier am früheren Morgen durften wir uns nicht bestellen, wenn wir einsatzfähig bleiben wollten.

McBower blätterte das Buch auf. »Es ist nicht alles interessant für uns«, nuschelte er. »Aber ein Kapitel beschäftigt sich sehr genau mit dem Count of Ferryguard.«

»Wie alt ist das Buch?«, fragte ich.

»Keine Ahnung, aber bestimmt zweihundert Jahre. Es gehört der Kirchenbücherei.«

Ich nickte.

McBower blätterte weiter, und ich bot Zigaretten an. Bill Conolly und Bob nahmen eine, McBower schüttelte den Kopf. Dafür reichte er mir das aufgeschlagene Buch herüber.

Das dritte Kapitel beschäftigte sich mit dem Wirken des Count of Ferryguard, und ich muss ehrlich gestehen, ich war fasziniert, als ich anfing zu lesen.

Vor rund siebenhundert Jahren schwang sich der Count of Ferryguard zum selbsterwählten Herrscher der Hebriden auf. Er regierte das nordwestliche Schottland mit eiserner Hand, und er galt bei der Bevölkerung als Tyrann. Wie alle Tyrannen, hatte auch er Angst vor seiner eigenen Verwandtschaft. Man trug ihm zu, dass sich sein Bruder daranmachte, ihn vom Thron zu stürzen.

Der Count of Ferryguard reagierte.

Sein Vertrauter, der exkommunizierte Mönch Alexis, versprach ihm Hilfe. Alexis hatte sich nicht nur mit der Kirchenlehre beschäftigt, sondern auch mit dem Gegenteil davon. Mit der Teufelslehre. Nach seinem Austritt aus der Kirche war er dem Satan verfallen. Es gelang ihm zwar nicht, Gold herzustellen, dafür aber beschwor er einen mächtigen Dämon.

Den Schwarzen Tod!

Ich zuckte regelrecht zusammen, als ich den Namen meines Erzfeindes las. Lange hatte ich nichts von ihm gehört. Jetzt auf einmal tauchte er wieder auf. Der Schwarze Tod versprach, dem abtrünnigen Mönch und dem Count zu helfen.

Er erweckte Ogur, das Ungeheuer aus der Tiefe. Und Ogur kam. Eines Tages, als die Verwandtschaft des Grafen auf dem Loch Morar eine Bootsfahrt machte, tauchte Ogur auf.

Das Ungeheuer kannte kein Pardon. Es zog das Boot mit Mann und Maus in die schreckliche Tiefe.

Niemand kam mit dem Leben davon. Der Count atmete auf, aber der Schwarze Tod und auch Ogur waren nicht zufrieden. Sie wollten noch mehr Opfer. Der Count gehorchte und führte sie ihnen zu. Ein Schiff mit Sträflingen sank, Fährboote verschwanden spurlos, und es sprach sich herum, dass der Count mit den Mächten der Hölle einen Pakt geschlossen hatte. Man redete von Druidenpriestern, von geheimnisvollen Beschwörungen und gefährlichen Ritualen. Aber niemand wagte es, dem Count offen gegenüberzutreten.

Doch auch er starb.

Jemand hatte sein Essen vergiftet.

Die Bevölkerung atmete auf, der Count geriet in Vergessenheit, und Ogur zog sich zurück.

Der Schwarze Tod aber hatte hier einen Stützpunkt. Das war klar. Ich legte das Buch zur Seite.

Bill Conolly blickte mich gespannt an. »Und?«, fragte er.

»Der Schwarze Tod«, sagte ich.

»Verdammt.«

»Wer ist der Schwarze Tod?« Bob McClure stellte die Frage, und ich gab die Antwort mit ein paar Sätzen.

»Wir können uns auf einiges gefasst machen«, resümierte mein Freund Bill. »Denn wenn er mitmischt, werden unser Chancen immer geringer.« Der Reporter schaute mich an. »Was ist, John? Willst du Suko holen?«

»Wäre besser. Zu dritt sind wir stärker.«

»Okay.«

Ich stand auf und erkundigte mich bei dem Wirt nach einem Telefon. Als ich ihm sagte, dass ich mit London sprechen wollte, bekam er große Augen.

»Das Gespräch muss ich erst anmelden.«
»Dann tun Sie’s.« Meine Stimme klang leicht ärgerlich.
»Ja, ja, Sir.«
Ich wischte mir über die Stirn. Der Schwarze Tod also. In Gedanken sah ich ihn vor mir. Das dunkle Skelett mit den weißen, gefährlichen Augen. Er hatte mich und meine Freunde oft an den Rand einer Niederlage gebracht, aber bisher hatten wir ihm noch immer ein Schnippchen schlagen können.
Würde uns das auch diesmal gelingen? Mein Gespräch kam.
Ich musste mich zuerst an das Rauschen in der Leitung gewöhnen, dann hörte ich Sukos Stimme.
»Du musst sofort kommen«, erklärte ich. »Unser Freund hat sich wieder gemeldet.«
Der Chinese wusste sofort Bescheid. »Der Schwarze Tod?«
»Genau.«
»Verdammt.«
»Nimm ein Flugzeug, Suko. Du kannst in Glasgow landen. Von dort ist es nicht mehr weit. Ich will, dass du am späten Nachmittag hier bist.«
»Geht in Ordnung, John.«
Die anderen saßen noch am Tisch.
»Und?«, fragte Bill.
»Suko wird am Nachmittag hier eintreffen.«
»Klasse. Und was tun wir?«
»Den See inspizieren.«
»Das geht nicht«, belehrte uns McBower.
»Warum?«
»Weil der See gesperrt ist, Mr. Sinclair. Wenigstens der Teil, auf dem die Rennen stattfinden.«
»Die haben schon begonnen!«, sagte Bob McClure.
Ich schaute Bill Conolly an. »Dann nehmen wir uns den freien Teil des Sees vor. Einverstanden?«
Bill nickte. »Aber immer.«

***

Ryan McNeal war aschfahl im Gesicht, als er am Ufer anlegte und aus dem Boot stieg.
Sein Assistent, Clive Thomas, lief auf ihn zu. »Was ist?«, fragte er.
McNeal atmete tief durch, bevor er sich zu einer Antwort bequemte. »Sie – sie sind tot«, sagte er. »Versunken – ertrunken. Das Boot – ich habe nur noch Trümmer gesehen.«
»Mein Gott.« Clive Thomas taumelte zurück. Er war jetzt ebenso blass wie McNeal. »Und nun?«
McNeal hob die Schultern. »Wir müssen das verdammte Rennen

verschieben.«
»Das geht nicht.«
»Wieso geht das nicht?«, schrie McNeal. Er war übernervös und entschuldigte sich sofort.
»Die Leute warten. Sie sind zum Teil von weit her angereist, um an diesem Rennen teilzunehmen. Wir können das jetzt nicht so einfach absagen.«
»Aber verschieben.«
»Das wäre zumindest eine Möglichkeit.«
McNeal stapfte den Uferstreifen hoch. Thomas schritt neben ihm, und der Rennleiter winkte dem Starter. Der Mann lief zu ihm.
»Alles klar?«, fragte er.
»Nein, nichts ist klar«, erwiderte Ryan McNeal und berichtete von dem Unglück.
Der Starter schluckte. »Aber wie – wie konnte das passieren?«, flüsterte er.
»Das weiß ich auch nicht. Die O'Connors waren ausgezeichnete Rennfahrer. Sie kannten das Gewässer wie ihre Westentasche. Mir ist es ein Rätsel.«
»Sollen wir einen Suchtrupp losschicken?«, fragte der Startleiter.
»Das hat keinen Zweck mehr.«
»Vielleicht haben sie sich retten können?«
McNeal schüttelte den Kopf. »Glaube ich kaum. Das Ufer ist viel zu weit entfernt.«
Clive Thomas hob verlegen die Schultern. Er schaute zum Startplatz hinüber. Zwanzig Boote standen startbereit. In den Vorläufen ging es um das Zeit- und um das Geschicklichkeitsfahren.
Es war nicht das erste Rennen, das Clive Thomas erlebte. Und er wunderte sich über die Aktiven. Sie standen ruhig neben den Booten, ohne überhaupt mit der Wimper zu zucken. Keine Nervosität, kein gegenseitiges Aufschaukeln durch Worte. Es schien, als hätte eine Lethargie die Männer erfasst.
Wie Denkmäler standen sie dort. Ihre bunten Rennanzüge leuchteten in der Sonne.
McNeal war der Zustand nicht aufgefallen. Er hatte zu viel organisatorischen Kram am Hals. Dazu gehörten Schreibarbeiten, das Aufstellen von Listen, Telefonate und noch mehr.
Um die Teilnehmer kümmerte er sich nicht.
Der Starter schaute auf seine Uhr.
»Eine Absage des Rennens können wir nicht riskieren«, sagte er. »The show must go on.«
»Das weiß ich auch«, erwiderte McNeal. »Wir müssen allerdings den Start verschieben.«
»Der Meinung bin ich auch.«

»Übernehmen Sie das?«, fragte McNeal.
»Ja, ich werde es den Fahrern mitteilen. Gibt es aber Schwierigkeiten und Ärger, so sage ich ihnen, sie sollen sich an Sie wenden, Mr. McNeal.«
»Tun Sie das.« Der Rennleiter winkte seinen Assistenten zu sich heran. »Wir sorgen dafür, dass die Trümmer des Bootes geborgen werden, die noch auf dem Wasser schwimmen. Am liebsten wäre es mir, das Rennen würde überhaupt nicht stattfinden.«
Thomas konnte seinen Boss sehr gut verstehen. Er hob nur die Schultern. Was hätte er auch sagen sollen?

***

Wir gingen den gleichen Weg wieder zurück. Unterwegs fiel mir etwas ein. »Wo kriegen wir eigentlich ein Boot her?«, fragte ich Bob McClure. »Gibt es hier einen Verleiher?«
»Ja.«
Ich war beruhigt und sagte dies auch, doch der junge Student schüttelte den Kopf.
»Ist nicht drin, Mr. Sinclair. Soviel ich weiß, sind alle Boote verliehen. Denken Sie daran, wir haben die Rennwoche, und viele Zuschauer wollen die Wettkämpfe vom See aus verfolgen. Hautnah.«
Mein Fluch war nicht druckreif.
Der alte McBower sprang ein. »Ich habe noch ein Boot«, sagte er. »Sie können es haben.«
»Leihgebühr?«, erkundigte ich mich.
»Keine.«
»Ich werde mich erkenntlich zeigen.« Das Buch hatte ich mir unter den Arm geklemmt. Mein Freund Bill und ich hielten unterwegs Ausschau nach den beiden Frauen, doch Sheila und Jane waren nicht zu sehen.
Hatten die beiden uns auf den Arm genommen?
Bill fragte McBower nach dem Liegeplatz des Bootes. »Direkt bei meiner Hütte«, erwiderte der Alte. »Aufgetankt ist der Kahn auch.«
»Dann kann ja nichts schief gehen«, sagte Bill.
Wir erreichten den Strand und wunderten uns alle, dass das Rennen noch nicht begonnen hatte.
»Seltsam«, murmelte McBower, »ob da etwas passiert ist?«
Ich hatte ein ungutes Gefühl, und mir lief eine Gänsehaut über den Rücken. Ein Blick auf meinen Freund Bill Conolly zeigte mir, dass er ähnlich dachte. Sollte diese Rennverzögerung etwas mit unserem Fall zu tun haben?
Ich wollte nachfragen.
»Entschuldigt mich mal für einen Moment«, sagte ich und lief auf den Strand zu.

Mir fiel ein junger, ziemlich dünner Mann auf, der eine Hornbrille trug und sich einen Hefter unter den rechten Arm geklemmt hatte. Er sah aus wie ein Offizieller.

Ihn sprach ich an.

»Ja, Sir, was kann ich für Sie tun?« Er schaute ziemlich verwirrt aus der Wäsche.

»Das Rennen hat noch nicht begonnen, wie ich sehe.«

»Nein.«

»Wann ist der Start?«

»Keine Ahnung. Wenn Sie Zuschauer sind, dann begeben Sie sich bitte zu den anderen. Oder fragen Sie einen Journalisten einer Rennzeitung, der kann Ihnen Auskünfte geben.«

»Ich möchte keine Auskünfte, sondern den Starttermin wissen.«

»Den kenne ich nicht.«

»Dann ist der Start verschoben worden?«

Der Knabe schob seine Brille hoch. »Ja.« Er wollte sich abwenden, doch ich hielt ihn am Ärmel fest.

»Was fällt Ihnen ein, zum Teufel?«, fuhr er mich an.

Ich lächelte ihm ins Gesicht und zeigte ihm gleichzeitig meinen Ausweis. »Polizei?«, fragte er erstaunt.

»Ja. Mein Name ist John Sinclair. Ich bin Oberinspektor bei Scotland Yard. Würden Sie jetzt meine Fragen beantworten?«

Er zeigte sich zerknirscht. »Natürlich, Sir. Ich konnte ja nicht wissen, dass Sie Polizist sind. Ich dachte, Sie wären einer von diesen Reportern, die überall herumschnüffeln und nach Sensationen suchen.«

»Würden sie denn eine finden?«, fragte ich.

»Was?«

»Eine Sensation.«

»Nein.«

Ich lächelte und steckte meinen Ausweis wieder weg.

»Dann sagen Sie mir doch wenigstens, weshalb Sie den Start verschoben haben, Mister…«

»Thomas, Clive Thomas ist mein Name.«

»All right, Mr. Thomas, ich höre.«

»Wir haben den Start wegen eines Unglücks hinausgezögert«, erklärte er mir. »Das Boot, das die Strecke noch einmal abfahren sollte, ist gesunken.«

»Und der Fahrer?«, hakte ich nach.

Der Mann hob die Schultern. »Es waren zwei«, erwiderte er. »Ein Mann und eine Frau. Wir – wir haben bisher keine Spur von den beiden entdecken können.«

»Dann sind sie ertrunken«, stellte ich fest und sprach mehr zu mir selbst. »Aber sagen Sie, Mr. Thomas, haben Sie die Leichen schon

gefunden?«
»Nein, es ist auch noch keine Suchaktion gestartet worden.«
»Vielleicht leben die Leute noch?«
Thomas schüttelte den Kopf.
»Was macht Sie so sicher?«
Er berichtete mir, dass sein Chef, der Rennleiter, hinausgefahren war und die Wrackteile gefunden hatte.
»Zeugen für diesen Unfall gibt es auch keine?«
»Tut mir leid.«
»Okay.« Ich nickte ihm zu. »Wenn ich noch weitere Fragen habe, werde ich mich wieder an Sie wenden. Vorerst vielen Dank, Mr. Thomas, für Ihre Mühe.«
»Aber das macht doch nichts.« Ich war schon zwei Schritte weg, als er rief: »Sagen Sie, Sir, sind Sie privat hier oder dienstlich?«
»Beides«, gab ich zurück und ging zu den anderen. Die warteten schon.
»Was hast du denn so lange mit dem Knaben zu bereden gehabt?«, fragte mich Bill Conolly.
»Es war einer von der Rennleitung, und er hat mir erzählt, weshalb der Start verschoben worden ist.«
»Und warum?«
Ich berichtete. Bill Conolly, Bob McClure und der alte McBower wurden blass. Und der Alte sprach das aus, was wir alle dachten. »Der Unfall ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. Das spüre ich genau.«
Wir nickten.
»Umso gefährlicher wird es sein, den See zu überqueren«, sagte der Reporter.
Ich schaute Bill an. »Du hast keine Waffe?«
»Nein.«
»Dann laufe ich zum Wagen und hole dir eine.«
Mein Einsatzkoffer lag noch im Kofferraum. Ich holte die Ersatz-Beretta hervor und die Gnostische Gemme. Die Pistole war mit geweihten Silberkugeln geladen, und die Gnostische Gemme war ein flacher ovaler Stein, auf dessen Oberseite eine Schlange abgebildet war, die sich selbst in den Schwanz biss. Der Stein schimmerte leicht grünlich und war schon sehr abgegriffen.
Der Sage nach sollte der Stein fast zweitausend Jahre alt sein und einmal im Besitz eines Führers der Gnostiker gewesen sein. Diese wiederum waren eine Sekte, die sich schon in frühchristlicher Zeit von der Hauptkirche getrennt hatte, einen Teil der Lehre verleugnete, dafür jedoch die philosophischen Betrachtungen der alten Griechen in ihren Glaubenskreis mit einbezogen hatten. Ihre Priester beherrschten auch die Magie und wussten ebenfalls, wie man sich gegen die Kräfte des Bösen schützen konnte.

Die Gemme hing an einer ledernen Schnur, und ich übergab sie Bill, der sie sich um den Hals band. Als er die Pistole einsteckte, meinte er grinsend: »Jetzt fühle ich mich wohler.«

Ich dachte an Ogur, das Ungeheuer. Gesehen hatte ich es noch nicht, aber ich glaubte an seine Existenz. Genau wie der Schwarze Tod existierte. Ihm hatte ich schließlich oft genug gegenübergestanden. Man fand überall seine Spuren, wenn man erst einmal in der Szene drin war.

Ich war sicher, dass wir noch mehr Stützpunkte finden würden, falls wir das nächste Abenteuer überlebten…

***

Wir passierten die Blockhütte des alten McBower und liefen zum See hinunter.

Ich konnte den vorderen Rand des Wassers nicht sehen, da ein Schilfgürtel uns die Sicht verwehrte. Die langen, grünen Rohre bewegten sich leicht im Wind.

»Und wo liegt das Boot?«, fragte Bill Conolly.

McBower deutete nach rechts. »Wir müssen noch ein paar Schritte laufen.« Es war wirklich nicht weit.

Der Alte hatte eine Schneise in den Schilfgürtel gehauen und sogar einen kleinen Holzsteg gebaut, an dem das Motorboot vertäut lag.

Es war ein alter Kahn. Er hätte dringend einen neuen Anstrich nötig gehabt. Mein Blick fiel ziemlich skeptisch aus, und McBower lachte. »Keine Sorge, Mr. Sinclair, der Motor ist so gut wie neu. Sie haben einen richtigen Wellenflitzer vor sich.«

»Na ja, mal schauen.«

Der Kahn war ein Außenborder. Zwei Personen fanden darin Platz.

Bill und ich liefen über den Steg. Der Reporter stieg als erster in den Kahn und setzte sich ans Heck. Als ich hineinsprang, schwankte das Boot bedenklich.

Der Außenborder stand hoch. Bill kickte ihn hinab, sodass die Schraube im grünen Wasser verschwand. Die auslaufenden Wellen schaukelten das Boot hin und her.

Der alte McBower hatte die Schneise weit in den Schilfgürtel geschnitten.

Wir hatten einen freien Blick nach vorn. McBower löste die Leine.

Bill schaute ihm dabei zu, während ich nach vorn blickte.

Es war wohl Zufall, dass ich am Ende des Schilfgürtels die Bewegung im Wasser sah. Es entstand ein Wellenkreis, den ebenso gut ein Fisch verursacht haben konnte. Ich hätte auch normalerweise gar nicht weiter hingeschaut, wenn nicht das Misstrauen sowieso schon zu tief gesessen hätte.

Denn plötzlich sah ich, wie sich eine Hand mit fünf gekrümmten

Fingern aus dem Wasser schob…

***

Ryan McNeal lief auf seinen Assistenten Clive Thomas zu. »Wer war das, mit dem du gesprochen hast?«

»Ein Polizist.«

»Was?« Schnaufend holte McNeal Atem.

»Sogar vom Yard.«

»Was wollte er?«

»Er hat gefragt, warum das Rennen noch nicht begann, das war alles.«

»Und? Hast du ihm den Grund genannt?«

»Selbstverständlich.«

»Du Idiot.« McNeal schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, jetzt wird der Kerl doch misstrauisch. Wenn der Nachforschungen anstellt, können wir das Rennen in den Mond schreiben.«

»Hätte ich ihn anlügen sollen?«

»Dir wäre schon eine Ausrede eingefallen!«, blaffte McNeal.

»Und anschließend wäre ich der Dumme gewesen, wenn der Bulle die Wahrheit erfahren hätte. Nein, Mr. McNeal, mit mir nicht.«

»Okay, ist nicht zu ändern. Wenn ich schon mal nicht da bin, läuft auch alles verkehrt.«

Eingebildeter Affe! dachte Clive.

»Wir wollen nur hoffen, dass nicht noch mehr Staub aufgewirbelt wird«, sagte McNeal. »Jetzt gehen wir erst mal zu den Fahrern und beruhigen sie.«

»Die sind doch gar nicht nervös«, meinte Thomas.

Wegen dieser Antwort schaute sein Vorgesetzter ihn an, als wolle er ihn fressen. Wütend stapfte McNeal los, und Clive Thomas folgte ihm.

Die Fahrer standen in kleinen Gruppen zusammen und unterhielten sich. Manche hielten sich auch abseits. Die Gesichtszüge der Männer waren von einer nahezu stoischen Gelassenheit.

Durch irgendeine Indiskretion musste sich bereits herumgesprochen haben, dass der Start verzögert wurde.

Einer der Rennfahrer löste sich aus der größten Gruppe. Er trug eine rote Rennjacke mit der Startnummer drei darauf. Er hielt einen großen Helm in der Hand.

»Wir starten noch nicht?«, fragte er.

McNeal blieb stehen. »Woher wissen Sie das, Mann?«

Der Fahrer hob die Schultern. »Man hört so einiges. Es spricht sich schnell herum.«

McNeal nickte. »Sie haben Recht, es stimmt. Wir starten erst später.«

»Und wann?«

»Den genauen Zeitpunkt kann ich ihnen auch nicht sagen. Leider,

Mister.«

»Okay.«

McNeal und Clive Thomas gingen weiter. Thomas lächelte verzerrt, als er an dem Fahrer vorbeischritt. »Haben Sie es nicht gesehen?«, fragte er seinen Boss.

»Was gesehen?«

»Die Augen von dem Kerl. Sie waren stumpf. Richtig glanzlos und ohne Leben. Wie bei einem Toten…«

»Du spinnst.«

Thomas hob die Schultern. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen«, verteidigte er sich.

»Ja, ja.« McNeal ging weiter, und Clive Thomas folgte ihm nur zögernd.

Die beiden Männer wollten mit den Fahrern sprechen, die zusammenstanden und eine große Gruppe bildeten. So weit kam es nicht. Ein Ereignis lenkte sie ab, das man zumindest mit dem Begriff außergewöhnlich beschreiben konnte. Es passierte einem Fahrer.

Thomas hörte einen Fluch und die Stimme. »Verdammt, geschnitten!« Unwillkürlich blieb der junge Mann stehen und drehte den Kopf nach links. Dort hatte sich einer der Fahrer an einem Stück Blech die Hand aufgerissen. Eine Fleischwunde, mehr nicht.

Doch etwas war anders.

Aus der Wunde quoll kein Blut…

***

Sekundenlang starrte ich auf die Klaue. Sie wanderte weiter, von mir aus gesehen nach links und auf den Schilfgürtel zu.

»Bist du fertig, John?«, hörte ich die Stimme meines Freundes Bill. Er hatte nichts bemerkt.

»Moment noch«, sagte ich.

»Was ist denn?«

Ich ließ die Hand nicht aus den Augen. Sie hatte jetzt den Schilfgürtel erreicht, bog die Halme auseinander, und plötzlich wurde aus der Hand ein Arm, ein Stück Schulter, und dann sah ich den Kopf. Klatschnass hingen lange, strähnige Haare ins Gesicht, dessen Haut grünlich schimmerte. Ich sah die verdrehten Augen und das Weiße darin schimmern.

Mir wurde klar, was für ein Geschöpf ich vor mir hatte. Einen Zombie!

Eine lebende Leiche.

Verdammt…

Hinter mir war es still geworden. Bill Conolly gab keinen Kommentar von sich.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Auch mein Freund hatte die

Leiche gesehen, und auf seinem Gesicht lag ein verzerrtes Grinsen, während er mit der rechten Hand nach seiner Pistole tastete.

Jetzt wusste auch ich, in was ich da geraten war.

Bill und ich wechselten einen Blick des Einverständnisses.

»Soll ich schießen?«, zischte der Reporter.

Ich schüttelte den Kopf.

Auf keinen Fall wollte ich, dass Bill Conolly diesen Zombie endgültig zur Hölle schickte. Ich hatte vor, diesen Untoten zu verfolgen, um zu wissen, wo sein Ziel war.

»Warum fahrt ihr nicht ab?«, klang Bob McClures Stimme auf.

Wir gaben keine Antwort.

Der Zombie tauchte inzwischen in den Schilfgürtel ein. Bis zur Hüfte reichte ihm das grünlich schillernde Wasser. Ich erkannte an den Bewegungen des Schilfs, wie er sich voran bewegte. Die Rohre wurden nach vorn bewegt und sprangen wieder zurück in ihre ursprüngliche Stellung.

Der lebende Leichnam bewegte sich in unsere Richtung. Er wollte ans Ufer, das war klar.

»He, warum fahren Sie nicht ab?« Bob McClure wurde ungeduldig.

Bill wandte sich um und legte seinen Zeigefinger auf die Lippen.

Der junge Mann schwieg. Er war verwirrt, da er nicht wusste, was der Grund unseres Bleibens war. Ich zog sicherheitshalber meine Beretta. Der Zombie kam immer näher.

Weiter bewegten sich die Schilfrohre. Hin und wieder sah ich die Gestalt des Untoten zwischen dem Schilf schimmern. Der Zombie trug eine blaue Jacke oder einen Anorak, so genau konnte ich das nicht erkennen.

Nur noch zwei Yards war er von mir weg.

Schussbereit kauerte auch Bill Conolly im Heck des Bootes. Er deckte mir den Rücken.

Dann war der Zombie mit mir auf gleicher Höhe.

Mit einem Ruck drückte er die Schilfrohre zur Seite und verschaffte sich so freien Durchgang zu seinem Ziel. Und das war ich.

Wir starrten uns an.

Das Gesicht des Zombies schimmerte grünlich und war leicht aufgedunsen. In den verdrehten Augen leuchtete das Weiße. Der Mund war halb geöffnet, die Arme hingen am Körper herab, während die Hände zur Hälfte ins Wasser eintauchten.

Ich hob die Waffe ein wenig an.

Da sprang der Zombie vorwärts…

***

Clive Thomas blieb stehen, als wäre er gegen eine Wand gerannt. Er starrte auf die Hand des Fahrers und damit auf die Wunde, aus der

kein Tropfen Blut rann.

Unfassbar…

Der Fahrer hob den Kopf. Sein Blick kreuzte sich mit dem des Assistenten. Plötzlich hatte Clive Thomas das Gefühl, Eiswasser würde durch seine Adern fließen.

Er senkte den Blick.

»Starten wir noch nicht?«, fragte der Fahrer.

Thomas schüttelte den Kopf. Er wollte etwas sagen, doch nicht ein Ton drang aus seiner Kehle. Er konnte es nicht fassen. Ein Mann, der sich eine Wunde beigefügt hatte, aus der kein Blut drang.

Ungeheuerlich.

Clive Thomas begriff nicht, er hatte noch nichts von Zombies gehört. Wenn ja, dann glaubte er nicht daran. Er brachte dieses Phänomen auch gar nicht mit einem Zombie in Verbindung, er war nur völlig verwirrt – und entsetzt. »Sehen Sie mal zu, dass wir bald starten können«, sagte der Fahrer zu ihm.

»Ja, ja«, erwiderte Thomas geistesabwesend.

»Clive, verdammt, komm endlich! Wie lange soll ich noch warten?« McNeal schrie nach seinem Assistenten.

»Sofort.« Thomas schob seine Brille hoch, ließ den Fahrer stehen und ging zu seinem Chef.

»Mann, Sie sind vielleicht eine Trantüte«, empfing McNeal ihn. »Mit Ihnen ist aber auch nichts anzufangen.« McNeal sagte mal Sie, dann wieder du. Er nahm das nicht so genau.

Thomas hob die Schultern. »Chef, ich…«

»Ach, reden Sie nicht.«

»Jetzt hören Sie mir endlich mal zu, verdammt!«, schrie Thomas und biss sich gleich darauf aus Angst vor der eigenen Courage auf die Lippen. Er hatte sich doch ein wenig zu viel vorgenommen und eine zu große Lippe riskiert. Thomas erwartete, dass sein Chef jetzt in die Luft gehen würde, doch das Gegenteil trat ein.

Ryan McNeal grinste. »Endlich«, sagte er. »Endlich wirst du vernünftig, Junge.«

»Entschuldigen Sie, ich…«

Thomas wurde rot, doch McNeal klopfte ihm auf die Schulter. »Was ist denn?«

Der Assistent holte tief Luft. »Es war so«, sagte er stotternd und erzählte, was er bei dem Fahrer gesehen hatte.

McNeal tippte sich gegen die Stirn. »Du hast sie wohl nicht alle«, erwiderte er. »Eine Wunde ohne Blut, das gibt’s nicht.«

»Doch.«

»Quatsch.«

»Dann überzeugen Sie sich selbst, Sir. Gehen Sie zurück. Sie werden es sehen.«

»Nein. Und damit basta.«
Was sollte der junge Assistent tun? Er konnte seinen Vorgesetzten nicht zwingen. McNeal wollte es einfach nicht glauben. Aber Thomas machte sich seine Gedanken. Was er vorhin gesehen hatte, widersprach allen Naturgesetzen. Eine Wunde, aus der kein Blut trat. Dann müsste logischerweise auch im Körper des Mannes kein Tropfen Blut fließen.
Clive Thomas sah den Unfall der O'Connors plötzlich in einem anderen Licht. Sollten die Geschichten, die sich die Alten erzählten, doch einen Funken Wahrheit enthalten?
Clive Thomas begann nachzudenken.
Doch die Stimme seines Vorgesetzten riss ihn aus den Gedanken. »Kommen Sie, Clive, dort warten Reporter. Sie müssen eine Erklärung abgeben.«
Clive Thomas jedoch dachte an etwas anderes. Er sah plötzlich dunkle, drohende Wolken, die sich über dem Ort und Loch Morar zusammenballten…

***

Der Zombie stürzte so rasch vor, dass ich gar nicht dazu kam, schnell zu reagieren.
Der Kerl schlug mit der Rechten nach meiner Waffenhand, traf sie auch und zog mit der Linken mein Standbein weg. Ich fiel zurück.
Bill schrie auf und feuerte, doch seinem Fluch nach zu urteilen hatte er die Bestie verfehlt.
Dann klatschte ich ins Wasser.
Die Brühe schlug über mir zusammen, und da ich den Fehler gemacht hatte, die Lippen nicht zu schließen, drang mir was von dem verdammten Zeug in den Mund.
Aufreißen konnte ich ihn nicht, dann hätte ich noch mehr Wasser geschluckt, doch ich kämpfte mich sofort wieder an die Oberfläche.
Die Haare hingen mir in die Stirn, ich hörte aufgeregte Stimmen, vernahm einen weiteren Schuss und das Klatschen, als die Kugel in den Körper des Untoten einschlug.
Sie stoppte ihn nicht.
Der Zombie warf sich auf mich.
Das Boot war abgetrieben worden. Bill Conolly hatte es verlassen und war auf den Steg gesprungen. Breitbeinig stand er dort mit der Waffe im Anschlag, aber konnte nicht feuern, weil er Angst hatte, mich zu treffen. Außerdem reichte es nicht, wenn die Silberkugel den Zombie nur traf. Sie musste ihn in den Kopf oder ins Herz treffen, um seinem unseligen Leben ein Ende zu setzen.
Der Zombie hatte mich in Höhe der Hüfte umklammert. Mit den Beinen sichelte er mein Standbein um, und ich klatschte mit ihm

zusammen ins Wasser.
Diesmal hatte ich vorher eingeatmet und hielt die Luft an, als die Brühe über mir zusammenschlug.
Ich wusste genau, was die Bestie vorhatte.
Sie wollte mich ertränken!
Aber so weit war es noch nicht. Schließlich kannte auch ich einige Tricks. Unter Wasser riss ich mein Knie hoch, traf auch, doch der Untote zeigte keinerlei Reaktion. Er war kein Mensch, verspürte keine Schmerzen. Er war nur von einem unseligen Trieb beherrscht, für den er nichts konnte, weil er ihm von einem anderen, höheren Dämon eingegeben war.
Der Untote drückte mich auf den Grund. Unter meinen Schultern spürte ich den Schlick. Langsam wurde mir die Luft knapp, und ich geriet schon in die Versuchung, meinen Mund zu öffnen.
Doch ich riss mich zusammen.
Der Kampf ging weiter.
Ineinander verkrallt wälzten wir uns über den Boden. Schlick, Schlamm und Dreck wühlten wir auf.
Der Zombie hatte immense Kräfte, denen ich im Kampf Mann gegen Mann nicht viel entgegensetzen konnte. Er schleuderte mich herum, und mir wurde die Luft immer knapper. Verzweifelt versuchte ich, seinen stahlharten Griff zu sprengen, doch es gelang mir nicht.
Vor meinen Augen wallten Nebel auf. Wie im Krampf hielt ich meine Beretta umklammert. Meine Hände hatten relativ viel Bewegungsfreiheit. Ich versuchte, mit dem Lauf der Waffe den Kopf des Zombies zu treffen, doch die Waffe rutschte an seinem Schädel ab. Zusätzlich wurde der Schlag noch vom Widerstand des Wassers gebremst.
Wenn ich mich in den nächsten Sekunden nicht befreien konnte, sah es böse aus, denn der Luftmangel wurde immer schlimmer.
Ich merkte, dass meine Kräfte nachließen. Immer wieder rutschten meine Hände ab, und tief in meinem Innern stieg das Gefühl einer grenzenlosen Panik hoch.
Sollte ich hier elendig ertrinken?
Mehrere Male wälzten wir uns über den Boden. Der Zombie wusste genau, was er tat. Er ließ mir keinen Spielraum, wollte mich auf keinen Fall an die Oberfläche lassen.
Und er hatte damit Erfolg.
Die Rettung kam wirklich in allerletzter Sekunde.
Ich glaubte, im Unterbewusstsein einen Schatten zu sehen, der plötzlich im Wasser war. Dann verschwand der Druck der würgenden Arme.
Ich war frei!
Wie ich es schaffte, mich aufzurappeln, weiß ich nicht mehr. Auf

jeden Fall durchstieß ich mit dem Kopf die Wasseroberfläche und atmete heftig ein.

Das Wasser rann mir aus den Haaren und übers Gesicht. Deshalb sah ich die weiteren Vorgänge wie durch einen Nebel. Bis zu den Hüften stand Bill Conolly im Wasser.

In der rechten Hand hielt er die Beretta.

Und er zielte genau.

Ein Schuss peitschte auf.

Mein Freund konnte den Zombie gar nicht verfehlen. Aus drei Schritten Entfernung drang ihm das Silbergeschoss in den Kopf.

Der Untote riss beide Arme hoch, fiel nach hinten, versank im Wasser und blieb dicht unterhalb der Oberfläche in einem Schwebezustand liegen.

Der Zombie war erlöst.

Bill aber steckte die Waffe weg und kam zu mir. Meine Beine zitterten noch, und als ich mich auf den Steg zu bewegte, stützte mich mein Freund.

»Alles klar, John?«

»Fast«, erwiderte ich kratzig.

Ich wankte zum Steg, hob meine Arme und stütze die Hände auf das Holz. Bob McClure und der alte McBower liefen heran. Auf ihren Gesichtern spiegelten sich Angst, Entsetzen und Unverständnis wider.

Ich blickte zu ihnen hoch. »Jetzt wissen wir, mit wem wir es zu tun haben«, sagte ich. »Mit Untoten, Zombies…«

Die Männer schauten mich nur an.

»Helfen Sie mir bitte raus«, bat ich sie.

Bob streckte die Hand aus. Ich ergriff sie und schwang mich mit Hilfe des jungen Studenten auf den Steg.

Bill Conolly holte inzwischen das Boot, das etwas abgetrieben war. Mein Freund schob es vor sich her. Der alte McBower leinte es wieder fest.

Was sollte mit dem Toten geschehen?

Als Bill aus dem Wasser geklettert war, sprachen wir darüber. McBower lief zurück und holte zwei Decken aus seiner Hütte, denn die Kälte ließ uns in den nassen Kleidungsstücken frösteln.

»Wir sollten ihm ein christliches Begräbnis geben«, sagte ich. »Jetzt – wo er erlöst ist.«

Bob und Bill nickten dazu.

Der junge Student meinte mit leiser Stimme: »Ich kenne den Toten. Es ist James O'Connor, der Mann, der mit seiner Frau die Rennstrecke abfuhr.«

»Mit anderen Worten, wir müssen mit einem zweiten Zombie rechnen«, folgerte ich. »Denn es ist nicht anzunehmen, dass seine Frau noch normal ist.«

Bill nickte.
Der alte McBower gab uns die Decken. Sein Gesicht war aschfahl. »Ich bin jetzt fast siebzig Jahre«, sagte er, »aber so etwas habe ich noch nie erlebt.«
Bob McClure nickte bestätigend.
Wir hängten uns die Decken um.
»Mit wie vielen Zombies rechnen Sie noch?«, fragte mich McBower.
»Mindestens mit zwei weiteren. Mit der Frau des Toten und mit Dan Dryer, von dem Bob ja berichtet hat.«
»Könnten es auch mehr werden?«
»Natürlich.«
Der Alte schlug hastig ein Kreuzzeichen. »Und jetzt?«
Ich blickte Bill an. »Wir werden uns umziehen und dann das durchführen, was wir eigentlich vorhatten. Die Bootsfahrt über den See.«
»Aber die Zombies…«, flüsterte Bob.
»Wenn sie uns begegnen, wissen wir, wie wir ihnen entgegenzutreten haben«, erwiderte ich hart.

***

Den Schock des Kampfes schüttelte ich rasch ab. An die Vergangenheit zu denken war gefährlich. Wir mussten die Zukunft im Auge behalten.
Und die sah nicht gerade rosig aus.
Ich stellte mir immer wieder die Frage, was hier eigentlich lief. Welche Machtkämpfe sich abspielten und wer hinter diesem grausamen Zombie-Phänomen steckte. Der Schwarze Tod?
Möglich, obwohl er bisher noch nicht in Erscheinung getreten war. Ich vermutete ihn eher in einer Zwischendimension, wo er gegen Myxin, den Magier, kämpfte.
Vielleicht hatte er den Kampf schon für sich entschieden und war auf die Erde zurückgekehrt, um seinen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen, sich zum Herrscher der Welt aufzuschwingen.
Wir hatten uns umgezogen.
»Schon zum zweiten Mal an diesem Tag habe ich ein Bad genommen«, sagte Bill. »Langsam reicht es mir.«
»Ich dachte, das erste wäre vor Mitternacht gewesen«, erwiderte ich.
»Du musst das nicht so eng sehen, John. Mehr intergalaktisch. Man merkt immer, dass du Beamter bist.«
»Auch Beamte sind Menschen.«
»Wirklich? Seit wann?«
»Seit der erste Beamte einen Reporter ungekocht zum Frühstück verspeist und sich nicht dabei den Magen verdorben hat, mein lieber Bill.«

»Den möchte ich sehen.«
»Er steht vor dir.«
Wir lachten beide. Inzwischen hatten wir das Umziehen hinter uns. Die Wirtin hatte uns wie Geister angestarrt, als wir das Haus betraten. Eine Erklärung gaben wir ihr nicht. Wozu auch?
Von Sheila und Jane hatten wir bisher keine Nachricht. Bill begann sich deshalb Sorgen zu machen.
»Fertig?«, fragte ich ihn.
»Ja.«
Wir gingen. Mit Waffen hatten wir uns eingedeckt. Ich hatte Bill zusätzlich noch den silbernen Dolch gegeben. Auf die Dämonenpeitsche verzichteten wir. Wir wollten uns nicht zu sehr überladen.
Die Wirtin sagte zum Abschied: »Kommen Sie gesund wieder, Gentlemen.«
»Warum sollten wir nicht?«
»Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe einen schrecklichen Traum in der vergangenen Nacht gehabt.«
Ich winkte ab. »Träume sind Schäume…«
»Manchmal nicht…«
Da hatte sie Recht, aber das sagte ich ihr nicht.

***

Bob McClure hatte bei dem alten McBower in dessen Hütte gewartet. Die beiden hatten sich einen Schluck gegönnt. Ich roch es an ihren Whiskyfahnen.
»Auf den Schreck mussten wir einfach ein Glas zu uns nehmen«, erklärte Bob.
Ich winkte ab. »Es bleibt wie besprochen?«
»Ja. Wir haben die Leiche im Gebüsch versteckt und werden darauf Acht geben, ob irgendetwas Seltsames auf dem See oder im Dorf geschieht.«
»Nur schade, dass wir keine Sprechfunkgeräte haben«, sagte Bill Conolly.
Ich hob die Schultern. »Nobody is perfect.«
Wir verließen die Hütte und gingen wieder zum See.
Ein komisches Gefühl überkam mich schon, als ich den Steg sah. Ruhig wiegte sich der Schilfwald im Wind. Nichts deutete mehr daraufhin, welch ein Drama sich vor einer Stunde hier abgespielt hatte.
Die Rennboote waren noch nicht gestartet. Wir sahen jedoch ein etwas größeres Motorboot über den See fahren.
»Die suchen bestimmt Wrackteile«, vermutete McBower. »Ich kenne den Kahn.«

Die Männer würden sicherlich nicht viel finden, davon war ich überzeugt. Wir bestiegen zum zweiten Mal das Boot. Bill Conolly nahm wieder am Heck Platz, und McBower löste die Leine.

»Hals- und Beinbruch!«, wünschten uns beide Männer, und es war verdammt ehrlich gemeint.

Der Außenbordmotor war ziemlich stark. Bill konnte von seinem Platz aus die Geschwindigkeit regulieren, und er gab etwas mehr Stoff.

Schon lag der See vor uns.

Es war ein prächtiges Panorama, das sich unseren Augen bot. Die schräg auf das Wasser fallenden Strahlen einer Frühjahrssonne, das gegenüberliegende, im leichten Dunst verschwimmende Ufer und die grüngraue Wasserfläche, auf der die Wellenkämme blitzten.

Ich kniff die Augen etwas zusammen, da ich nicht geblendet werden wollte. Von dem andern Boot sahen wir nur noch schwach die Umrisse. Klein wie eine Streichholzschachtel mutete sie auf der gewaltigen Wasserfläche an. »Wenn es nicht so ernst wäre, könnte ich direkt an einen Bergurlaub denken«, sagte Bill.

Ich stimmte ihm zu.

Die Wellen klatschten gegen den Bordrumpf.

Eine halbe Stunde verging, ohne dass etwas geschah.

Das andere Boot fuhr zurück. Es passierte uns in einiger Entfernung. Kurz danach erreichten wir die Wendeboje. Sie schimmerte wie ein dicker, riesiger Blutstropfen auf der Wasseroberfläche.

Ich lenkte den Kahn an der Wende vorbei.

Wir fühlten uns ungeheuer einsam. Nur das Knattern des Motors war die ewige Begleitmusik.

Wir näherten uns jetzt dem Teil des Sees, der nicht den Rennen vorbehalten war. Und die Landschaft am Ufer änderte sich. Das Wasser lief nicht mehr flach aus, sondern klatschte gegen hohe, bizarre Felsen, die wuchtig das Ufer abschirmten.

Mich interessierten die Felsen, und ich schlug Bill Conolly vor, hinüberzufahren.

Mein Freund hatte keine Einwände.

Erst jetzt, wo wir uns mitten auf der Wasserfläche befanden, merkten wir, wie groß Loch Morar war. Wir kamen uns regelrecht verloren vor.

Um uns herum nur Wasser.

Oder?

»Langsamer!«, rief ich Bill Conolly zu.

Der Reporter ging mit der Geschwindigkeit herunter. »Was ist, John? Hast du was entdeckt?«

»Kann sein.«

Sicher war ich mir nicht, aber ich glaubte, backbord etwas dicht unter der Wasseroberfläche schwimmen gesehen zu haben. »Noch langsamer!«, rief ich Bill zu.

»Dann kann ich ja gleich stoppen«, gab er zurück.

»Wäre das beste.«

Der Motor erstarb.

Es wurde ruhig. Bis auf das Kreischen von Seemöwen – das Meer war ja nicht weit entfernt – und das Klatschen der Wellen gegen die Bordwand hörten wir nichts.

Ich drehte mich um.

Bill blickte mir stirnrunzelnd entgegen. »Hat dir die Phantasie auch keinen Streich gespielt?«, fragte er.

»Nein.«

Meine Blicke glitten über die Wasseroberfläche. Aber Bill war es, der die Gestalt zuerst entdeckte. »Da, John, rechts von dir!«

Ich schaute hin.

Ein Kopf war aus dem Wasser aufgetaucht. Ein schrecklicher Schädel mit grüner, schuppiger Haut, strähnigen grauen Haaren und leeren Augenhöhlen. Mein Freund griff zur Waffe.

Der Zombie schien Wasser zu treten, denn er bewegte sich kaum vom Fleck. Was hatte er vor?

Und dann sah ich den nächsten. Er tauchte an der Backbordseite auf. Wiederum ein schauriger Kopf, vom Wasser zum Teil schon zersetzt, aber von einem bösen, unheimlichen Leben erfüllt.

Bill sah den dritten Zombie, ich den vierten.

Zehn Sekunden später zählten wir sechs lebende Leichen, die unser Boot eingekreist hatten…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 40 »Die Ameisen greifen an«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 14 »Der schwarze Henker«

[3]Siehe John Sinclair Nr. 42 »Der Totenbeschwörer«